

# DIE EINSICHT DER AUSSICHTSLOSIGKEIT – DIE AUSSICHTSLOSIGKEIT DER EINSICHT

Imre Kertész: *Roman eines Schicksallosen*

von Anna Menyhért (Budapest)

Erstveröffentlichung

Übersetzt von Károly Vajda

1 [http://nobelprize.org/nobel\\_prizes/literature/laureates/2002/press-d.html](http://nobelprize.org/nobel_prizes/literature/laureates/2002/press-d.html)

2 Ágnes Heller untersucht in ihrer Schrift *Lehet-e verset írni a Holocaust után?* [Kann man nach dem Holocaust Gedichte schreiben? In: Dies.: *Az idegen*. Budapest: Múlt és Jövő 1997, p. 81] die vier Arten von Schweigen, das den Holocaust umgibt: das Schweigen der »Sinnlosigkeit«, das Schweigen der »Gräuel«, das Schweigen der »Scham« und schließlich das Schweigen des »Schuldbewusstseins«.

3 Kertész widerspricht in manchen seiner Essays seinen Romanen in vielerlei Hinsicht, u.a. was das Sprachverständnis angeht. Demnach könnte man fragen, warum der Schriftsteller, der, wie wir noch sehen werden, in seinen Romanen – und in einigen Essays – den Widerstand, den Holocaust zu allegorisieren oder metaphorisieren, in den Vordergrund stellt und von der Institutionalisierung des Massenmords spricht, den Tod mit den folgenden Worten charakterisieren kann (Kertész, Imre: *Der überflüssige Intellektuelle*. In: Ders.: *Die exilierte Sprache*. Frankfurt/M.: Suhrkamp 2003, p. 94): »Obwohl auch jemand, der schon mit vierzehn Jahren die blubbernde, brodelnde Maschinerie, die mit besessener Gier schlingende Fratze des Todes von Auschwitz gesehen hat.«

4 Bibó, István: *Zur Judenfrage*. Frankfurt/M.: Neue Kritik 1990, p. 144ff.: »Die Rechenschafts- und moralischen Wiedergutmachungsforderungen für die Judenverfolgungen in Ungarn geschahen vom ersten Moment an unter ungeklärten Umständen und unaufrichtigen Bedingungen. [...] Aber abgesehen von der zahlenmäßigen Unverhältnismäßigkeit war das Leiden, die Demütigung und das Verlangen nach Gerechtigkeit auf der Seite der Juden unbeschreiblich größer, qualitativ anders und hatte nichts mit der Abrechnung zwischen ungarischer Nation und deren missratenen Führern und Angehörigen zu tun. Über die einzelnen Kriminellen hinausgehend waren aber in der

*Und die Erinnerung soll gerade diese Aussichtslosigkeit beibehalten. Metaphorisch gesagt führt jeder Schritt an die Gaskammer heran, aber keiner führt in sie herein.*  
Reinhart Koselleck: *Die Diskontinuität der Erinnerung*

*Und sie hielten nicht inne, die Dinge zu erklären, ihren Sinn »einzusehen« selbst dann noch nicht, als man sie in Ghettos gepfercht und deportiert hat.*  
Randolph L. Braham: *The Politics of Genocide. The Holocaust in Hungary*

Im Jahre 2002 wurde der Literaturnobelpreis dem ungarischen Schriftsteller Imre Kertész verliehen, wie es in der offiziellen Begründung in deutscher Sprache heißt, »für ein schriftstellerisches Werk, das die zerbrechliche Erfahrung des Einzelnen gegenüber der barbarischen Willkür der Geschichte behauptet.«<sup>1</sup> Der Lobrede der Schwedischen Akademie zufolge ist Auschwitz für Imre Kertész, der seine als Schuljunge durchlittenen KZ-Erlebnisse in seinen Schriften verarbeitet, »keine Ausnahmeerscheinung«, sondern »die letzte Wahrheit über die Degradierung des Menschen im modernen Dasein«.

Es fällt uns schwer, zu den Schriften von Imre Kertész die rechten Worte zu finden. Der Holocaust ist in Ungarn wegen vielfältiger Gründe, die von einem als ethische Pflicht und Totenehrung verstandenen Schweigen bis zum bewussten Verschweigen als Vorenthaltung der Vergangenheit reichen, eine Frage,<sup>2</sup> die noch immer in eine heikle Stille fällt und die deshalb in einem Alltagsvokabular auch nicht diskutiert werden kann. (In dieser Hinsicht könnte bezeichnend sein, dass es in Ungarn selbst in der jüngsten Vergangenheit keine erschöpfende Diskussion dieser Fragen gab, während sie im Ausland aus Anlass der verschiedenen Holocaustbearbeitungen, man denke nur an *Schindlers Liste* von Spielberg, an *Das Leben ist schön* von Roberto Benigni, an das Comic-Buch von Art Spiegelman mit dem Titel *Maus*, oder an Zbigniew Liberas *Lego. Konzentrationslager*, in einer breiten Öffentlichkeit erörtert wurden. Von den begleitenden Polemiken bzw. dem Streit um Holocaustdenkmäler in Deutschland war auch in Ungarn Manches zu hören. Zu einer nicht ausschließlich politischen Diskussion, die von einer ungarischen Bearbeitung hätte ausgelöst werden können, kam es gleichwohl nicht.) Der Nobelpreis, von dem man wegen seines Gewichts und seiner internationalen Bedeutung annehmen könnte, er würde die Meinungsformulierung erschweren, könnte sehr wohl dazu beitragen, dass ein der Holocaustliteratur würdiger humanwissenschaftlicher Diskurs in Gang kommt und eine natürliche Alltagssprache an Raum gewinnt, die den Holocaustfragen gewachsen ist und sich endlich weder von Schon- oder eben Provokationsattitüden leiten lässt, noch sich an dichotomischen Begrifflichkeiten wie Vorwurf und Verteidigung, Zuständigkeit und Unzuständigkeit, orientiert, was selbst in schärferen essayistischen Formulierungen von Kertész oder in dem Band *Ich – ein anderer* Not tut.<sup>3</sup> Der Nobelpreis ist zwar eine literarische Auszeichnung, jedoch eine, deren politische und kulturpolitische Bedeutung ohne Zweifel ist. Kertész' Nobelpreis ist auch ein Stück Ungarnbild, und in diesem von außen wahrgenommenen Bild ist v.a. das lehrreich, worin es sich von unserem eigenen Ungarnbild unterscheidet.

István Bibó macht uns in seiner maßgeblichen Studie *Zur Judenfrage am Beispiel Ungarns nach 1944* darauf aufmerksam, wie schwer öffentliche Stellungnahmen bei der Aufarbeitung von Fragen der eigenen, individuellen Verantwortung durch einzelne Mitglieder der Gesellschaft ins Gewicht fallen.<sup>4</sup> Die Geste, die in der Verleihung des Nobelpreises zum Ausdruck gelangt, könnte – auf indirekte Weise – für das Ausbleiben<sup>5</sup> dieser Geste zur angemessenen Zeit und bis heute eine Art Entschädigung sein. Die eventuelle Minderung der Spannungen in der Öffentlichkeit könnte – als ethische Folge der Anerkennung von Kertész' Verdiensten und bestimmt auch im Sinne der Schwedischen Akademie – dazu beitragen, dass all dies relevante literarische, kulturelle, wissenschaftliche und sprachliche Früchte trägt, da sich die Auswahl des Preisträgers, zumal die Begründung des Lebenswerks als solches auf die Bewertung des Autors und seines Œuvres bzw. des wichtigsten Themas auswirken und zur Replazierung innerhalb des herrschenden Kanons führen wird.

Im Falle von Imre Kertész könnte sehr wohl die etwas seltsame Situation entstehen, dass, obwohl sein Name und Lebenswerk in vielen Ländern gewiss erst jetzt bekannt werden,

jüdischen Angelegenheit zwei weitere Problembereiche im Spiel: einerseits das weit größere Maß der Demütigung, des Verlustes der menschlichen Würde, andererseits die ganze ungarische Gesellschaft – an ihrer Spitze der *Mittelstand* –, die, davon ausgehen[d], daß sie selbst Opfer des Faschismus war, bereits vorher die Juden ihrem Schicksal überlassen hatte. Dennoch wurde diese jüdische Angelegenheit möglichst selten gesondert behandelt und immer mit der globalen Aufgabe der Liquidation des Faschismus vermengt: als wären die Juden nur eine Kategorie der ungeheuerlich vielen anderen Opfer, als wäre ihr Leiden nur eines unter vielen anderen, aber gleichwertigen gewesen. So lautete der Wunsch der offiziellen Öffentlichkeit [...]. Unter diesen Bedingungen unterblieb schließlich, daß jene, die berufen waren, das Land intellektuell und politisch zu vertreten, sich einer beispielhaften und glaubwürdigen Gewissensprüfung unterzogen, in sich gingen und eine Mitverantwortung für die Judenverfolgungen auf sich nahmen. Wenn es zu derartigen Stellungnahmen kam, dann wurde zum Großteil von den Verbrechen der *anderen* gesprochen. [...] Jedoch haben allgemeine moralische Stellungnahmen, das Festhalten an prinzipiellen Maßstäben und Standpunkten sehr wohl entscheidenden Anteil daran, daß zusammen mit wertenden, abwägenden und urteilenden Gerichtsverfahren sich im einzelnen Werthaltungen herausbilden, die durchaus *gleichlautend* mit den Stellungnahmen einer formalen, juristischen Vorgangsweise sind und damit auch *verstanden und reflektiert* werden.“

5 János Gyurgyák (A zsidókérdés Magyarországon [Die Judenfrage in Ungarn], Budapest: Osiris 2001, p. 594) bemerkt zur Lage nach 1945: »Diese tiefe *Vertrauenskrise* hätte man nur einigermaßen mindern können, wenn man offen darüber gesprochen hätte, gleichwohl waren die Bedingungen weder für die Klärung des Geschehenen noch für die psychische Befreiung [...] gegeben. So blieb als einzige Möglichkeit nichts anderes übrig, denn das Unausgesprochene zu verdrängen, einer gesellschaftlichen Amnesie anheim zu geben, was den Erwartungen der kommunistischen Partei übrigens ganz und gar entsprochen hat. Ernsthaftige Versuche, die Situation zu klären, von István Bibós Studie einmal

diese Umwertung nicht so sehr in der internationalen, sondern vielmehr in der ungarischen Rezeption zu erwarten ist: Nicht von ungefähr befassen sich viele Lobreden und Artikel, die anlässlich der Nobelpreisverleihung erschienen sind, bald in kritischem, bald in apologetischem, seltener in bewusst Objektivität anstrebendem Ton mit der ausgebliebenen Anerkennung des Autors in Ungarn. Die Preisverleihung dürfte vielleicht eine breitere Entfaltung des Holocaustdiskurses in Ungarn nach sich ziehen und auch dazu beitragen, die Holocaustliteratur als eigenständiges Paradigma im weiteren Sinne zu verstehen und uns dessen bewusst zu machen, dass der Holocaust auch die Sprache bestimmt, in der über ihn geschrieben werden kann und darf, und dass die Auswirkung dieser sprachlichen Bestimmtheit gewiss über die Reichweite einer thematisch umgrenzbaren Holocaustliteratur hinausreicht, mithin, dass der Holocaust in diesem Sinne dank jenen Schriftstellern und Theoretikern wie Imre Kertész, für die der Holocaust vornehmlich Spracherfahrung ist, auf dem Gebiet der Belletristik, der Humanwissenschaften und im Allgemeinen auf dem Gebiet der Kultur nicht bloß ein Thema, sondern gleich eine Betrachtungsweise, in erster Linie eine sprachlich fundierte Betrachtungsweise und in diesem Sinne paradigmatisch ist.

Jene Holocaustforschung, die sprachliche oder mindestens z.T. sprachliche Aspekte gelten lässt, untersucht einerseits die Tagebücher oder Memoiren der Opfer, andererseits die Amtssprache des Dritten Reiches, die sprachlichen Formulierungen der Naziideologie und deren Wirkung auf die Einzelnen und ihre Sprache. Zwar kommen die methodologisch ähnlich verfahrenen und ähnliche Resultate erzielenden Analysen – eben wegen ihrer unterschiedlichen Voraussetzungen – zu diversen Schlussfolgerungen,<sup>6</sup> einzelne ihrer Elemente lassen sich vielleicht dennoch in den nun folgenden Gedankengang einfügen.

Hannah Arendts umstrittenes Buch *Eichmann in Jerusalem* ist in diesem Zusammenhang in erster Linie deshalb sehr lehrreich, weil es anschaulich macht, wie sich die Sprache des Dritten Reichs – eines totalitären Staates – eines Individuums bemächtigen kann, der über keine eigene Sprache und über keinen sicheren kulturellen Hintergrund verfügt; wie diese Sprache Ausschlag gebenden Einfluss auf seine Taten gewinnt, bzw. wie der einzelne Sprecher durch die Befolgung der Regeln ideologisch instrumentalisierter Sprache die sich ihrer bedienende Macht am Leben erhält. Laut Arendt war Eichmann »der deklassierte Sohn aus solidem bürgerlichen Hause«, dem es wegen fehlender Begabung nicht gelang, die Schule zu beenden und der sich als Mitglied von Vereinen und Organisationen am besten fühlte. Er trat 1932 von ungefähr – etwa statt eines Freimaurervereins – der SS bei. 1934 erhielt er eine Stelle »im Sicherheitsdienst des Reichführers SS (Himmlers SD)« in der »Abteilung ›Gegnerforschung und -bekämpfung‹«, und weil er sich am besten auf Logistik und Diplomatie verstand, wurde er zum Leiter der Zentralstelle für jüdische Auswanderung ernannt und stieg allmählich zum Logistiker und Hauptabwickler der Deportationen auf.<sup>7</sup>

Arendt ist der Ansicht, dass »Eichmanns große Anfälligkeiten für Schlagworte und Phrasen und seine Unfähigkeit, sich normal auszudrücken, ihn natürlich zu einem idealen Objekt für ›Sprachregelungen‹ machten.<sup>8</sup> Eichmann kannte auch seinem eigenen Geständnis zufolge nur die Sprache der Parteibürokratie und Arendt gewann während der Verhandlungen den Eindruck, er sei »von Haus aus unfähig«, »einen einzigen Satz zu sagen, der kein Klischee war.«<sup>9</sup> Sie gelangt schließlich zur Überzeugung, »daß diese Unfähigkeit, sich auszudrücken, aufs engste mit einer Unfähigkeit zu denken verknüpft war. Das heißt hier, er war nicht imstande, vom Gesichtspunkt eines anderen Menschen aus sich irgend etwas vorzustellen.«<sup>10</sup> Er bewegte sich stets im Sinne der im jeweiligen Augenblick geltenden Regeln und Gesetze.

Arendt beschäftigt sich ebenso eingehend mit der Sprachregelung der Nazis, wie Berel Lang in seinem Buch *Act and Idea in the Nazi Genocide*.<sup>11</sup> Durch die Sprachregelung – durch die Aufstellung der Regeln für die anwendbaren und die zu vermeidenden Ausdrücke und Wendungen in den offiziellen Dokumenten des Dritten Reiches und in jenen Texten des Nationalsozialismus, die für die Weltöffentlichkeit bestimmt waren – entsteht laut Lang eine nie zuvor dagewesene rhetorische Figur: die figurative Lüge, in der nicht in dem gewöhnlichen moralischen Sinn gelogen wird, wobei also nicht der jeweilige Sprecher lügt, sondern der verwendete Ausdruck selbst *per se* Lüge ist (wer sich natürlich häufig figurativer Lügen bedient, fügt er hinzu, lügt selber).<sup>12</sup> Lang gründet seine Argumentation in erster Linie

abgesehen, [...] wurden allerdings nicht unternommen.«

6 Obwohl beide ihre Untersuchungen auf ähnliche sprachtheoretische Überlegungen gründen, kommen Arendt und Lang zu ganz unterschiedlichen Schlussfolgerungen, was die Natur des Bösen bzw. was die »Judenräte« anbelangt. Lang, der im Gegensatz zur recht umstrittenen Arendt'schen Theorie der »Banalität des Bösen« die moralphilosophischen Bezüge des Nazigenozids untersucht, gibt er Arendt in einem Punkt Recht, nämlich dass sich in die Erscheinungsformen und Verlautbarungen des Bösen zwar sehr wohl etwas Banales mischen könne.

Der Genozid selbst sei jedoch das Resultat einer bewussten und absichtlichen Wahl, er ist das Ergebnis davon, das Böse gewollt zu haben.

Was die Judenräte betrifft, wirft Arendt in äußerster Schärfe die Frage der persönlichen Verantwortung der Ratsältesten auf und bezweifelt die Notwendigkeit der Zusammenarbeit mit den Deutschen, denn – wie sie meint – die Überlebenschance jener, die die Weisungen ihrer Anführer in den Wind schlugen und auf eigene Faust handelten, sei beträchtlich höher gewesen. Das mit *Die Entscheidung, sich nicht zu entscheiden* betitelte Kapitel von Langs Buch führt hingegen aus, dass gerade die sich im 20. Jahrhundert überall vollziehende Auflösung der früheren kommunalen Vorstellung des Ichs und ihre Verdrängung durch einen individuellen Ich-Begriff zur Folge haben, dass die Anführer der Judenräte alles daran setzten, (zumindest) einzelne Mitglieder ihrer Gemeinschaft zu retten.

7 Arendt, Hannah: Eichmann in Jerusalem. München: Piper 142005, p. 106, p. 109, p. 111, p. 119.

8 Ibid., p. 171.

9 Ibid., p. 125.

10 Ibid., p. 126.

11 Lang, Berel: Act and Idea in the Nazi Genocide. Chicago, London: The Univ. of Chicago Press 1990.

12 Ibid., p. 92.

13 Ibid., Arendt 2005, p. 170.

14 Lang 1990, p. 89, p. 92, p. 96.

15 Ibid., p. 91f.

auf die Analyse des wichtigsten Terminus' aus dem Wortfeld der Judenvernichtung, des Wortes *Endlösung*, kommt jedoch zu der Ansicht, dass dieser Wortgebrauch auf jedes zur Verschleierung der Gräueltaten verwendete Wort in der Nazi-Sprachregelung zutrifft. Hält man sich Arendts Überlegungen vor Augen, kann hier angeführt werden, dass in Eichmanns Amtsdeutsch die Begriffe *Sonderbehandlung* [nämlich eine körperliche], *Aussiedlung* [in die Ostgebiete], *Auflockerung* [Zwangsaussiedlung aus den Ghettos] in Wahrheit »Mord« bedeuten, während *Umsiedlung* [in die KZ's] und *Arbeitseinsatz im Osten* »Deportation« meinen.<sup>13</sup> Lang erläutert anschaulich, dass der Ausdruck *Endlösung* in einer klassischen Rhetorik als Ironie, Euphemismus oder Oxymoron verstanden werden könnte, weil aber dem Denken des Totalitarismus die zur Ironie notwendige zweifache Sichtweise fern liegt bzw. es im Falle eines Euphemismus (Lang nennt als Beispiel die Wendung *entschlafen* für *gestorben*) im gemeinsamen referenziellen Bereich beider Wörter gemeinsame Elemente gibt (um bei dem Beispiel von Lang zu bleiben, sowohl im Tod wie auch im Schlaf liegt der Körper regungslos da), und weil im Falle eines Oxymorons der Gegensatz der beiden sich gegenseitig ausschließenden Begriffe nie verschleiert, sondern im Gegenteil hervorgehoben wird, sieht es sehr danach aus, dass der Genozid, die von dem Dritten Reich verübten Missetaten nach einer neuen Sprache, nach neuen rhetorischen Figuren heischten und diese tatsächlich hervorbrachten.<sup>14</sup> Lang definiert die figurative Lüge folgendermaßen:

Obwohl er mit seinem Denotat logisch konsistent ist (da im Prinzip *jedwede* Handlung als Lösung bezeichnet werden kann), verfängt sich der Ausdruck [*Endlösung*] in Wahrheit dennoch in einem Widerspruch, er ist ja abstrakt und allgemein, bezeichnet gleichwohl ein konkretes und spezifisches Ereignis oder Objekt; [...] er dient dem Ziel, der Aufmerksamkeit sowohl diese Veränderung, wie auch die Aspekte seines Objekts zu vorenthalten und so zu verschleiern, was er bedeutet; »er verknüpft einander widersprechende Wortbezüge, aber er leugnet diesen Widerspruch und verschleiert das Leugnen.<sup>15</sup>

Lang vertritt die Ansicht, der Genozid erhöhe »die Lüge zum Prinzip seines Diskurses«. <sup>16</sup> Dies wirkte sich auch auf die Alltagssprache des Dritten Reiches aus,<sup>17</sup> zu seinen Symptomen gehörten u.a. Ausdrucksformen des Größenwahns, die Übertreibungen, die Normalisierung der Hyperbole, die Wiederbelebung einer archaischen Sprachverwendung, die Adaptation ausländischer Ausdrücke, die einerseits das Mystische an der deutschen Vergangenheit hervorheben, andererseits die technologische Vernunft betonen sollten.<sup>18</sup> Die auf komischen Wortspielen und Stabreimen beruhenden zwielichtigen Slogans waren dafür typisch. (»Das Leben des Führers bleibt nicht eine Wirklichkeit, sondern wird zu einer Wahrheit.«) All das diente nach Langs Ansicht dem Ziel, »die Sprache zu rationalisieren und der Autorität unterzuordnen, mithin zu einem Mittel der Politik zu machen, das die – in anderen Umständen die Lüge konstituierenden – Eigenschaften der moralischen Gewalt in seiner eigenen Struktur einschließt«, <sup>19</sup> aber die »Sprache des Genozids deckt [...] die Absicht auf, die die Sprache in ein Mittel der Herrschaft und der Täuschung zu verwandeln trachtet«. <sup>20</sup>

Die Sprachregelung ist für Arendt, die sie durchaus ähnlich interpretiert, da bereits der Ausdruck selbst eine Lüge verhüllend umschreibt, in Wahrheit die Systematisierung der Lüge. Sie ermöglichte eine Art Gehirnwäsche, die im Endeffekt »die Vernichtungsexperten nicht etwa blind machen [sollte] für die Natur ihrer Tätigkeit«, sie habe jedoch sehr wohl zu verhindern, »daß sie sie mit ihren alten, »normalen« Vorstellungen von Mord und Lüge gleichsetzten.« <sup>21</sup> Dies wurde mit den folgenden Mitteln erreicht: Einerseits durch Parolen, die von Himmler ausgedacht, von Eichmann als »geflügelte Worte« bezeichnet und von den Richtern »leeres Gerede« genannt wurden (z.B. »Dies sind Schlachten, die künftige Generationen nicht mehr schlagen müssen.« <sup>22</sup>). Ihr Sinn bestand darin, alle Mitleidsgefühle derer, die an der Endlösung als Täter und Mittäter beteiligt waren und als normale Menschen ihren Opfern gegenüber Mitleid empfanden, mit Hilfe rhetorischer Kunstgriffe woanders hin zu kanalisieren, und zwar dahin, die Vollzieher des Vernichtungsbefehls als Helden einer heroischen Berufung zu würdigen. Andererseits dadurch, dass das Wort des Führers im Dritten Reich eine Gültigkeit ohne zeitliche und räumliche Begrenzung hatte, und Hitler von einem ganzen Heer ihm ganz ergebener Rechtsexperten und juristischer Berater umgeben war, die die mündlich erteilten Befehle des Führers in die Form fertiger Gesetze und Satzungen brachten,<sup>23</sup> was dazu führte, dass das Böse im Dritten Reich jene Eigenschaft ganz verloren hatte, »an der die meisten Menschen es erkennen – es trat nicht



16 Ibid., p. 100.

17 Ibid., p. 96.

18 Ibid., p. 97.

19 Ibid., p. 96.

20 Ibid., p. 99.

21 Arendt 2005, p. 171.

22 Ibid., p. 193.

23 Ibid., p. 248.

24 Ibid., p. 249.

25 Im engeren Kontext der

Versuchung cf. Heller, Ágnes:

Elmélkedések Arendtről, avagy

a gonosztévőről és a gonoszlól

[Gedanken zu Arendt oder über den

Übeltäter und das Böse], im Kontext

des Bösen: Vajda, Mihály: A rabszol-

gamorál gondolattalansága, avagy

hogyan működik a totális rendszer?

[Gedankenlosigkeit der Sklavenmoral,

oder wie funktioniert das totalitäre

System?]. In: Ex Symposion 26-27

(1999), pp. 18-23, pp. 44-48.

26 Arendt 2005, p. 400.

27 Kertész, Imre: *Fiasko*. Reinbek:

Rowohlt 1999, p. 58.

28 Ibid., p. 62.

29 Arendt 2005, p. 129f.

mehr als Versuchung an den Menschen heran.«<sup>24</sup> Dieser Gedanke von Arendt wird wie auch ihre Interpretation der »Banalität des Bösen« zwar in Frage gestellt,<sup>25</sup> kann jedoch im gegebenen Kontext – nicht aus ethischer, sondern aus sprachlicher, kultureller Sicht – auch dahingehend verstanden werden, dass sich das Böse an dem Gewohnten, am »Normalen« deshalb nicht erkennen ließ, weil es in Gestalt eines Gesetzes ans Volk herantrat (und obwohl die Implikationen dieser Aussage zu weit weg vom Thema führen würden, drängt sich uns dennoch die Bemerkung auf, dass es seit jeher nachgerade zum Wesen des Bösen gehört, in fremder Gestalt aufzutreten).

Arendt erklärt damit, wie aus Eichmann, dieser im obigen Sinne beschränkten, sprachgestörten, narrativ unbegabten Person, die unfähig ist, eigene Geschichten zu schaffen und die Dinge in einen anderen Kontext zu stellen, also zu abstrahieren, gleichwohl zur Überheblichkeit neigt, zu einem Massenmörder wird:

Das beunruhigende an der Person Eichmanns war doch gerade, daß er war wie viele und daß diese vielen weder pervers noch sadistisch, sondern schrecklich und erschreckend normal waren und sind. [...] diese Normalität [war] viel erschreckender als all die Greuel zusammengenommen, denn sie implizierte [...], daß dieser neue Verbrechertypus, der nun wirklich *hostis generis humani* ist, unter Bedingungen handelt, die es ihm beinahe unmöglich machen, sich seiner Untaten bewußt zu werden.<sup>26</sup>

Im Zusammenhang mit Richard III. nimmt Imre Kertész in seinem Roman *Fiasko* einen Standpunkt ein, der Sempruns bekannter These in *Die große Reise* widerspricht. Ilse Koch, die Frau des Buchenwalder Lagerkommandanten sei eine sich in ihren Untaten schwellende, besonders böse Mörderin: »Richard III. hatte sich selber geschworen, ein Schurke zu werden; die Massenmörder eines totalitären Systems dagegen legen einen Schwur aufs allgemeine ab.«<sup>27</sup> Der im Roman *Fiasko* entworfenen, gleichnishaften Theorie zufolge sind Opfer und Henker beide zwei Seiten eines und desselben Mechanismus, gleichwohl verläuft zwischen den beiden Seiten keine scharfe Grenze, es kommt auf die Umstände an, wem welche Rolle zuwächst. Entscheidend wird dem Romanschriftsteller so die Frage nach der Erfassbarkeit und Darstellbarkeit des Bösen, mithin die Frage nach den Möglichkeiten seiner literarischen Vermittlung. Denn tritt in der für den Holocaust verantwortlichen Kultur das Böse nicht in der Gestalt einzelner blutrünstiger Mörder auf, dann tritt es aus dem Paradigma von »Blut, Lust und Dämonie«<sup>28</sup> heraus, dann nimmt es die Gestalt des pflichtbewussten Staatsbürgers an, der aus »Tatendrang« zum Mörder wird, so dass nun unbedingt zu fragen gilt, in welcher neuen Sprache, in welchem neuen literarischen Paradigma sich diese Erkenntnis vermitteln lässt.

Laut des harten Urteils von Hannah Arendt hat sich die deutsche Gesellschaft, haben sich 80 Mio. Deutsche auf dieselbe Art und Weise belogen wie Eichmann.<sup>29</sup> Selbsttäuschung, Faktenflucht, nicht zur Kenntnis genommene Erfahrungen und Erkenntnisse lassen sich auch als Sprachphänomene interpretieren. Sie können weiters parallel zur als Selbsttäuschung interpretierbaren Attitüde der jüdischen Opfer verstanden werden, zu jenem Verhalten, das sich Schritt für Schritt an das Unbegreifliche gewöhnt und selbst in der äußersten Aussichtlosigkeit noch Einsicht walten lässt, von dem auch der *Roman eines Schicksallosen* handelt.

Am Ende des *Romans eines Schicksallosen* kehrt der Protagonist aus Buchenwald zurück. Dabei sind seine Ausdrucks- und Denkweise wie verwandelt, seine Sprachkompetenz gewachsen: Nun ist er in der Lage, selbstständige Gedankengänge zu entwickeln, die das Erlebte bewerten und in den rechten Zusammenhang bringen können; er vermag nun, die eigenen Taten, die eigene Situation zu deuten, sich selbst in der Welt zu positionieren. Sichtbar wird diese Fähigkeit zur Selbstreflexion in dem Gespräch, in dem er versucht, den alten Nachbarn begreiflich zu machen, was er denn unter »Schritten« versteht:

Jeder hat seine Schritte gemacht, solange er konnte: auch ich, und das nicht nur in der Kolonne in Birkenau, sondern schon hier zu Hause. Ich habe sie mit meinem Vater gemacht, mit meiner Mutter, mit Annamaria und auch – vielleicht die

30 Kertész, Imre: Roman eines Schicksallosen. Reinbek: Rowohlt 2 1996, p. 283ff.

31 Ibid., p. 280f.: »[...] und nach einer kurzen Stille hat der alte Fleischmann auf einmal die Frage an mich gerichtet: ›Und was für Pläne hast du für die Zukunft?‹ Ich war etwas überrascht und habe gesagt, daran hätte ich noch nicht so recht gedacht. Da regte sich auch der andere Alte und beugte sich auf seinem Stuhl zu mir. Auch die Fledermaus erhob sich wieder und ließ sich diesmal auf meinem Knie nieder statt auf meinem Arm. ›Vor allem, sagte er, ›mußt du die Greuel vergessen.‹ Ich war noch mehr überrascht und habe gefragt: ›Wieso?‹ ›Damit du, antwortete er, ›leben kannst, und Herr Fleischmann nickte und fügte hinzu: ›Frei leben, worauf der andere Alte nickte und hinzufügte: ›Mit einer solchen Last kann man kein neues Leben beginnen, und da hatte er bis zu einem gewissen Grad recht, das mußte ich zugeben. Nur verstand ich nicht ganz, wie sie etwas verlangen konnten, was unmöglich ist, und ich habe dann auch bemerkt, was geschehen sei, sei geschehen, und ich könne ja meinem Erinnerungsvermögen nichts befehlen. Ein neues Leben – meinte ich – könnte nur beginnen, wenn ich neu geboren würde oder wenn irgendein Leiden, eine Krankheit oder so etwas meinen Geist befehle, was sie mir ja hoffentlich nicht wünschten.«

32 Sinka, Erzsébet: Rémszürke napok. Kertész Imre: Sorstalanság [Grauenhaft-graue Tage]. In: Élet és Irodalom 28 (1975), p. 10: »[E]in zentraler Gedanke des Romans sind die Schritte. Die Schritte, die einen irgendwie über das ganze hinwegführen. Immer nur ein Schritt – nur mehr ein, von Morgen bis Abend, und bis in den nächsten Morgen hinein. Damit man nicht das Unerreichbare im Sinn hatte, nur den aller nächsten Schritt – so, irgendwie so konnte man – eventuell – das Ganze überleben. Waren diese Schritte eine Regel? Mitnichten. Sie waren nur eine individuelle Erkenntnis, eine Art Stütze, ein Minimum, was man stets, nach und nach, noch und noch zu tun hatte.«; Lenkei, Júlia: Kertész Imre: Sorstalanság. In: Kritika 8 (1975), p. 30: »Er protestiert dagegen, als Opfer hingestellt zu werden, er betont die Wichtigkeit der eigenen Schritte gegenüber den impersonalen Erinnerungsformen seiner Bekannten nach dem Typ ›und dann kam der 15. Oktober. Er ist nicht bereit, sein Schicksal bloß als Zufall zu betrachten, aber er negiert auch eine Prädestination oder Schicksalhaftigkeit, da rührt auch der Titel her. [...] Indem er negiert, bloß ein Opfer zu sein, mithin indem er sich seiner Selbstständigkeit und der Wichtigkeit aktiver Lebensgestaltung bewusst wird, bildet sich der Protagonist zu einem Erwachsenen

schwersten – mit der älteren Schwester. Jetzt könnte ich ihr sagen, was es bedeutet, »Jude« zu sein: nichts, für mich nichts und ursprünglich nichts, solange die Schritte nicht einsetzen. Nichts von alledem ist wahr, es gibt kein anderes Blut, es gibt nichts, bloß..., ich stockte, doch da ist mir plötzlich der Ausdruck des Journalisten eingefallen: es gibt bloß die gegebenen Umstände und in ihnen neue Gegebenheiten. Auch ich habe ein gegebenes Schicksal durchlebt. Es war nicht mein Schicksal, aber ich habe es durchlebt – und ich begriff nicht, warum es ihnen nicht in den Kopf ging, daß ich nun eben etwas damit anfangen, es irgendwo festmachen, irgendwo anfügen mußte, daß es jetzt nicht mehr genügen konnte, mir zu sagen, daß es ein Irrtum war, ein Unfall, so eine Art Ausrutscher, oder daß es eventuell gar nicht stattgefunden hat, womöglich. [...] Aber auch so habe ich ihnen erklärt, daß man nie ein neues Leben beginnen, sondern immer nur das alte fortsetzen kann. Ich und kein anderer hat meine Schritte gemacht, und ich behaupte, mit Anstand. Der einzige Fleck, der einzige Schönheitsfehler, den man mir eventuell vorwerfen könnte, das einzig Zufällige sei, daß wir uns jetzt hier unterhielten – doch dafür konnte ich nichts. Ob sie denn wollten, daß diese ganze Anständigkeit und alle meine vorangegangenen Schritte nun ihren ganzen Sinn verlören? Warum dieser plötzliche Gesinnungswandel, warum diese Widerspenstigkeit, warum dieser Unwille einzusehen: wenn es ein Schicksal gibt, dann ist Freiheit nicht möglich: wenn es aber – so fuhr ich fort, selbst immer überraschter, immer erhitzter – die Freiheit gibt, dann gibt es kein Schicksal, das heißt also – ich hielt inne, aber nur, um Atem zu holen –, das heißt also, wir selbst sind das Schicksal – dahinter war ich plötzlich gekommen, und zwar in diesem Augenblick mit einer solchen Klarheit wie bisher noch nie. Ein bißchen bedauerte ich sogar, nur sie und nicht intelligentere, sozusagen würdigere Gegner vor mir zu haben. Aber sie waren nun einmal da, sie sind – so ahnte ich wenigstens in diesem Augenblick – überall da, und jedenfalls waren sie auch dagewesen, als wir meinen Vater verabschiedet hatten. Auch sie hatten ihre Schritte gemacht. Auch sie hatten im voraus alles gewußt, auch sie hatten alles vorausgesehen, auch sie hatten sich von Vater verabschiedet, als sei es schon sein Begräbnis, und später waren sie sich auch bloß darüber in die Haare geraten, ob ich mit der Vorortbahn oder besser mit der Straßenbahn nach Auschwitz fahren sollte... da aber ist nicht nur Herr Steiner, sondern auch der alte Fleischmann aufgesprungen. Er versuchte zwar noch immer, den anderen zurückzuhalten, aber es gelang ihm nicht mehr. »Was?« fuhr dieser mich an, mit hochrotem Gesicht, sich mit der Faust auf die Brust schlagend: »Am Ende sind wir noch die Schuldigen, wir die Opfer?« und ich versuchte, ihm zu erklären: es gehe nicht um Schuld, sondern nur darum, daß man etwas einsehen müsse, schlicht und einfach, allein dem Verstand zuliebe, des Anstands wegen, sozusagen.<sup>30</sup>

Diese Szene rekapituliert und revidiert die Gesamterzählung des Romans und wirft so viele Probleme auf, die nicht nur bei der Interpretation des Romans eine Schlüsselrolle spielen, sondern auch das Holocaustverständnis des *Romans eines Schicksallosen* zu beleuchten helfen. György Köves spricht von »Schritten«, und es scheint von Belang, dass mehrere der ersten Interpreten des Romans auf die Wichtigkeit und Vielfältigkeit dieses Ausdrucks aufmerksam wurden. Sie haben den Begriff schließlich doch aus seinem literarischen Kontext gerissen – analog dazu, wie sich im obigen Zitat Köves und Fleischmann die Trennung, die Trennbarkeit von Vergangenheit und Zukunft vorstellen<sup>31</sup> –, sie sahen von den sich auch in den Reaktionen der Gesprächspartner abzeichnenden potenziellen gesellschaftlichen Implikationen ab, für sie wurde die teleologische Bestimmtheit, die schrittweise Bewegung auf das Ziel – auf das Überleben, auf eine positive Zukunft – hin, der verbissene Glaube ans Überleben selbst der übelsten und extremsten Umstände, der Schlüssel zur Deutung dieses Begriffs.<sup>32</sup>

György Köves versteht unter diesen »Schritten« kein konventionelles, auf ein konkretes Ziel ausgerichtetes Voranschreiten, für ihn zeichnet sich in den Schritten vielmehr das eigene Schicksal ab. Er spricht von einer Verantwortung, die man auch dann hat, wenn man sich gerade nicht im Bilde ist, wo diese Schritte hinführen, oder wenn man sich dessen nicht einmal bewusst ist, soeben einen Schritt gemacht zu haben: Man führt auch dann die früheren Schritte fort, wenn man sie gerne vergessen würde. Die Schritte von Köves sind im Laufe des Romans in erster Linie die nicht reflektierten Schritte einer Anpassung und eines Lernvorganges, wie er sich nach und nach an die gegebenen Lebensumstände gewöhnt.<sup>33</sup> Köves entfaltet und eröffnet das »Prinzip der Sukzessivität« in einer für den bisherigen Verlauf des Romans charakteristischen Tonalität in dem vorangegangenen Gespräch mit dem Journalisten:

– zu einem Individuum – heran, und damit schließt auch der Roman.«

33 Péter Szirák analysiert die Identitätswandlungen von György Köves und die Rolle der Sukzessivität neben seiner ungarischen Kertész-monografie (Kertész Imre. Bratislava: Kalligram 2003) auch in deutscher Sprache: Die Bewahrung des Unverständlichen. Imre Kertész: *Roman eines Schicksallosen*. In: Szegedy-Maszák, Mihály/Scheibner, Tamás (Hg.): *Der lange, dunkle Schatten*. Studien zum Werk von Imre Kertész. Wien: Passagen 2004, pp. 17-67.

34 Kertész 1996, p. 272f.

35 Cf. hierzu den Überblick der zeitgenössischen Rezeption des *Romans eines Schicksallosen* bei Gábor Tamás Molnár (Fikcióalkotás és történelemszemlélet. Kertész Imre: Sorstalanság [Fiktionalität und Historizität. Imre Kertész: *Roman eines Schicksallosen*]. In: Alföld 8 [1996], pp. 57-71) und die These von Szirák 2003, der Roman sei seiner Zeit vorausgeeilt.

36 Kertész 1996, p. 273f.

37 Ibid., p. 271: »Mein Junge, möchtest du nicht über deine Erlebnisse berichten?« Ich staunte ein bißchen und sagte, sehr viel Interessantes könnte ich ihm nicht erzählen. Da hat er ein wenig gelächelt und gesagt: »Nicht mir: der Welt.« Darauf staunte ich noch mehr und wollte wissen: »Aber worüber denn?« »Über die Hölle der Lager«, antwortete er, worauf ich bemerkte, darüber könne ich schon gar nichts sagen, weil ich die Hölle nicht kenne und sie mir nicht einmal vorstellen kann. Aber er sagte, das sei bloß so ein Vergleich: »Haben wir uns denn«, fragte er, »das Konzentrationslager nicht als Hölle vorzustellen?«, und ich sagte, während ich mit dem Absatz ein paar Kreise in den Staub zeichnete, jeder könne es sich vorstellen, wie er wolle, ich meinerseits könne mir jedenfalls nur das Konzentrationslager vorstellen, denn das kenne ich bis zu einem gewissen Grad, die Hölle aber nicht.«

38 Ibid., p. 269f.

39 Ibid., p. 272.

[U]nd ich versuchte, ihm zu erklären, wie es ist, an einem nicht gerade luxuriösen, im ganzen aber doch annehmbaren, sauberen und hübschen Bahnhof anzukommen, wo einem alles erst langsam, in der Abfolge der Zeit, Stufe um Stufe klar wird. Wenn man die eine Stufe hinter sich gebracht hat, sie hinter sich weiß, kommt bereits die nächste. Wenn man dann alles weiß, hat man auch alles bereits begriffen. Und indes man alles begreift, bleibt man ja nicht untätig: schon erledigt man die neuen Dinge, man lebt, man handelt, man bewegt sich, erfüllt die immer neuen Forderungen einer jeden neuen Stufe. Gäbe es jedoch diese Abfolge in der Zeit nicht und würde sich das ganze Wissen gleich dort auf der Stelle über uns ergießen, so hielte es unser Kopf vielleicht gar nicht aus, und auch unser Herz nicht [...].<sup>34</sup>

Dieses Zitat wirft Licht darauf, wie das Buch seine Leser in Hinsicht auf die Interpretation der Schritte irreführen und den Schein erwecken kann, diese seien – ganz im Sinne der Lese-strategie des zur Zeit der ersten Auflage vorherrschenden Interpretationsparadigmas<sup>35</sup> – Elemente eines zielgerichteten, bewussten Verhaltens. Die absurde Ironie dieser Erörterung rührt daher, dass die Sukzessivität des Verstehens und der temporalen Wahrnehmung dem Opfer zum Überleben zu verhelfen scheint, während sie ihn in Wahrheit nur an den Weg angewöhnt, der nicht ins Leben, sondern in den Tod führt. Die Sukzessivität dient lediglich dem augenblicklichen Überleben, was sich jedoch mit der klassischen Vorstellung des Zielbewusstseins nicht vereinbaren lässt. Die Zusammenarbeit des Opfers mit den ihn Opfernden, während er sich auf die ihm gerade in der Sukzessivität dargereichte Leichtigkeit ein- und verlässt, die Beteiligung an der eigenen, wohl dosierten Ermordung ist eine wahre Kollaboration, die Deportationsexperten des Naziregimes wandten ja diese Sukzessivität – mithin die Lüge – gerade im Interesse des Erfolgs der Vernichtungsmaschinerie und der Überwindung jeglichen Widerstands der Deportierten an, bzw. im weiteren gesellschaftlichen Kontext, um den zivilen Widerstand gegen die Deportationen abzubauen und jenen Prozess der Angewöhnung breiter Bevölkerungsmassen voranzutreiben, der in Deutschland bereits 1935 mit den Nürnberger Gesetzen, in Ungarn mit der Verabschiedung des ersten Judengesetzes im Jahre 1938 und in allen besetzten Ländern Europas mit der Verordnung begonnen hatte, Juden seien verpflichtet, einen gelben Judenstern zu tragen, was die letzte Phase unmittelbar vor der Deportation einläutete (in Ungarn mit der Verordnung des Regierungschefs am 30. März 1944).

Aus den Gesten des Journalisten, des Gesprächspartners von György Köves ist zu erkennen, dass er aus Köves' Erörterungen bis zu einem gewissen Grad doch verstanden hat, wie das Konzentrationslager das Denken – die Identität – beeinflusst hat, und dass diese Wende in dem Gespräch eigentlich beiden als eine Art Antwort gelten kann:

Und da er schwieg, habe ich noch hinzugefügt: »So ungefähr muß man es sich vorstellen.« Worauf er, in der gleichen Weise wie vorhin, nur jetzt statt der Zigarette, die er inzwischen fortgeworfen hatte, das Gesicht mit beiden Händen haltend, mit einer wohl dadurch noch dumpferen, erstickten Stimme sagte: »Nein, das kann man sich nicht vorstellen«, und ich meinerseits sah das auch ein. Ich dachte bei mir: nun, das wird es wohl sein, warum sie statt dessen lieber von Hölle sprechen, wahrscheinlich.<sup>36</sup>

Dies ist einerseits eine Antwort darauf, was nachzuvollziehen Köves so schwer fällt, nämlich warum man (hier der Journalist) das Konzentrationslager als Hölle bezeichnet.<sup>37</sup> Dieses Problem kommt in Andeutungen schon zu Beginn des Gesprächs zum Vorschein, die Wendung des Journalisten wird ja in Anführungszeichen gesetzt, wie auch in den ersten Kapiteln des Romans viele in Anführungsstrichen dahin gesprochene – uns somit nicht als eigene Formulierungen empfundene – Ausdrücke, Formulierungen, Phrasen begegnen (»Kommst du aus Deutschland, mein Junge?« »Ja.« »Aus dem Konzentrationslager?« »Natürlich.« »Aus welchem?« »Aus dem in Buchenwald.« Ja, er hatte davon gehört, wußte auch, daß es »einer der Kreise der Nazi-Infernos« war, so hat er sich ausgedrückt.«<sup>38</sup>). Damit entrückt das Sprechen über die KZ-Welt der Mittelbarkeit von »Vorstellungen« und gewinnt eine klare Sprache: Auf die Frage des Journalisten (»Haben wir uns denn«, fragte er, »das Konzentrationslager nicht als Hölle vorzustellen?«<sup>39</sup>) versetzt er, die Unmöglichkeit jedweden Vergleichs und jeglicher Allegorie einsehend: »Nein, das kann man sich nicht vorstellen.«



40 Ibid., p. 270f.

41 Ibid., p. 275f.: »Aber im Augenblick, befand er, sei sowieso nicht das die Hauptsache, sondern vielmehr, »die noch blutenden Wunden zu heilen und die Schuldigen zu bestrafen. Vor allem aber müsse man »die öffentliche Meinung aufrütteln« und »Apathie, Gleichgültigkeit, ja Skepsis« ausräumen. Gemeinplätze würden dabei nicht helfen, sondern es gehe, so sagte er, darum, die Ursachen aufzudecken, es gehe um die Wahrheit, welch »schmerzliche Prüfung« es auch bedeute, ihr ins Gesicht zu schauen. In meinen Worten sehe er »viel Originalität« und alles in allem die Zeichen der Zeit, ihren – wenn ich es richtig verstanden habe – »traurigen Stempel«, und das bedeute »in der ermüdenden Flut des Tatsachenmaterials einen neuen, persönlichen Ton« – so hat er es gesagt und mich gefragt, was ich dazu meinte. Ich bemerkte, zunächst müßte ich meine eigenen Angelegenheiten erledigen, was er offenbar mißverstand, denn er sagte: »Das ist nicht mehr nur deine Angelegenheit. Sondern unsere, die der ganzen Welt«, und ich sagte ihm, ja, schon, nur sei es jetzt an der Zeit, daß ich nach Hause ginge; daraufhin bat er mich um »Verzeihung«. [...] Auch ich hatte das Gespräch mit ihm als angenehm, spannend empfunden und ihn selbst als sympathisch und guten Willens. Ich wartete noch, bis seine Gestalt im Strudel der Fußgänger verschwand, erst dann warf ich den Zettel weg.«

42 Sors és sorstalanság [Schicksal und Schicksallosigkeit]. Gespräch von Judit Csáki mit Imre Kertész. In: Kritika 3 (1992), p. 25.

43 Kertész, Imre: Galeerentagebuch. Reinbek: Rowohlt 2002, p. 253: »Das Konzentrationslager ist ausschließlich als Literatur vorstellbar, als Realität nicht. (Auch nicht – und vielleicht sogar dann am wenigsten –, wenn wir es erleben.)«; Ders.: Lange, dunkle Schatten. In: Ders. 2003, p. 54: »[...] wir können vom Holocaust einzig durch die ästhetische Einbildungskraft eine Vorstellung gewinnen.«

44 Vertreter der anderen Auffassung – z.B. Lang – sind der Überzeugung, man könne den Holocaust ästhetisch nicht vermitteln, man könne das nur durch die dokumentarische Glaubwürdigkeit eines Chronisten.

Zugleich ist es eine Antwort auf jene Frage des Journalisten, die dem Leser des Romans – und wohl auch jedem seiner Interpreten – auf die Seele brennt: Warum sich György Köves so oft des Ausdrucks *natürlich* bedient?

»Hast du viel Schreckliches durchmachen müssen?«, und ich sagte, es käme darauf an, was er unter schrecklich verstehe. Bestimmt, sagte er da, mit einem etwas unbehaglichen Ausdruck im Gesicht, hätte ich viel entbehren, hungern müssen, und wahrscheinlich sei ich auch geschlagen worden, und ich sagte: »Natürlich.« »Lieber Junge«, rief er da, wobei er, wie mir schien, doch langsam die Geduld verlor, »warum sagst du bei allem, es sei natürlich, und immer bei Dingen, die es überhaupt nicht sind!« Ich sagte, im Konzentrationslager sei so etwas natürlich. »Ja, ja«, sagte er, »dort schon, aber...« und hier stockte, zögerte er ein bißchen, »aber ... ich meine, das Konzentrationslager an sich ist nicht natürlich!«, endlich hatte er gewissermaßen das richtige Wort erwischt, und ich erwiderte dann auch nichts darauf, denn ich begann allmählich einzusehen: über bestimmte Dinge kann man mit Fremden, Ahnungslosen, in gewissem Sinn Kindern, nicht diskutieren, um es so zu sagen.<sup>40</sup>

Der Journalist steht hier für den Leser des Romans, der das Gehörte, das Gelesene zu übersetzen, sich »vorstellbar zu machen«, in Metaphern umzumünzen, zu vergleichen, in Gleichnisse und Geschichten zu fassen, sucht. Eine Bestrebung, die Köves/der Roman jedoch immer wieder gestutzt zurückweist und verneint. Das Misslingen dieser konventionellen Modi der Mitteilung und der Mittelbarkeit wirft jedoch die Frage auf, wie sich zu all diesem verhalten kann, wer am Holocaust selber weder beteiligt noch Augenzeuge war? Mithin: Wie kann die Nachwelt den Holocaust, die Literatur über den Holocaust rezipieren, wenn herkömmliche Lektüre- und Kontextualisierungsarten nicht mehr möglich sind? Dadurch, dass der Roman die Lösungsstrategie des Journalisten – er würde mit György Köves zusammen einen Artikel schreiben<sup>41</sup> – zwar als gute Absicht wertet, aber dennoch als unzureichend befundet, wird suggeriert, dass hier vom Leser mehr, ja etwas anderes erwartet wird. Dadurch, dass das Zitat von verfremdenden Klammern geradezu wimmelt oder dass György Köves in erster Linie mit der Formulierung unzufrieden ist und die Uneinigkeit der beiden in der Interpretation der »Natürlichkeit« zutage tritt, wird nahe gelegt, dass der Wechsel in unserem Verhalten von der Sprache her geschehen sollte: Das Gespräch mit einem Überlebenden des Holocaust, diese mittelbare, denn vermittelte Erfahrung des Holocaust muss auch die Sprache der Zwiesprache umzuformen verstehen, damit die Erfahrung des Holocaust sowohl vom Augenzeugen wie vom selbst nicht Beteiligten in Worte gefasst und mit Worten zugänglich gemacht wird, damit wir einsehen: Die Welt der Konzentrationslager, der Holocaust ist für das 20. Jahrhundert dadurch, dass er geschah, seiner Naturwidrigkeit zum Trotz – leider – als Teil der Geschichte natürlich geworden.

Eine Interpretation, wonach der Roman versuche, mit Hilfe der Sprache, genauer gesagt, in erster Linie als sprachliche Erfahrung den Funktions- und Vernichtungsmechanismus des Holocaust und im breiteren Sinne des Wortes des Totalitarismus, zumal eine Interpretation, die einerseits in auch den Roman interpretierenden Kertész-Interviews immer wieder auftaucht, andererseits in der Rezeption der letzten Jahre immer mehr ins Gewicht fällt, impliziert den Gedanken, der Holocaust sei in dieser Hinsicht auch ein sprachliches Paradigma. In einem Interview sagt er – unmittelbar nach der Frage, ob seiner eigenen Biografie entspringe, dass der Protagonist am Ende des Romans Heimweh nach dem Lager empfinde – Folgendes:

Ich mag darüber nicht sprechen. [...] Dieser Roman dürfte in der Tat von der Sprache handeln. Davon, wie wir uns sprachlich zum Totalitarismus verhalten und verhielten. [...] Das Leben in einem Lager ist nur als literarischer Text vorstellbar. Einfach kann man nicht denken, dass all das wirklich war.<sup>42</sup>

Diese Formulierung inszeniert die im *Galeerentagebuch* und in einzelnen Essays von Kertész ausgesprochene<sup>43</sup> bzw. die in den obigen Zitaten aus dem *Roman eines Schicksallosen* schon aufgezeigte Ansicht über die belletristische und ästhetische Vermittelbarkeit des Holocaust und über deren Ausschließlichkeit. Sie formuliert zugleich die Überzeugung, dass sich der Holocaust in erster Linie sprachlich vermitteln lasse, da er einerseits sowohl auf der Seite der »Opfer« wie auch der »Täter« in seinen sprachlichen Mechanismen

45 Young, James E.: *Writing and Rewriting the Holocaust. Narrative and Consequences of Interpretation.* Bloomington: Indiana UP 1990, p. 99: »Es liegt darin doch Ironie, dass etwas, was sich uns als Ereignis mangels von etwas Ähnlichem, einer adäquaten Entsprechung als etwas Einzigartiges in Erfahrung bringt, schließlich doch selbst zum Beispiel wird von all dem, was später folgt, dass es sich zu einer Denkfigur wandelt, an der sich die späteren Erfahrungen messen und ergründen lassen.«

46 Ibid., p. 132f.

47 White, Hayden: *Historical Emplotment and the Problem of Truth.* In: Friedländer, Saul (Hg.): *Probing the Limits of Representation.* Cambridge, Mass.: Univ. of California Press 1992, pp. 37-53.

48 Molnár 1996, p. 69.

(zumindest teilweise) fassbar wird, andererseits weil er von der Nachwelt – eben deshalb – vorzugsweise als sprachliche, kulturelle Erfahrung gehandhabt wird. Diese Auffassung überwiegt auch in einer bestimmten Richtung der Holocaustliteratur:<sup>44</sup> James E. Young, Holocaustliteraturforscher, der auch Dokumentarromane, Denkmäler, Filme, die Tagebücher, Aufzeichnungen und Zeugenaussagen aufarbeiten, und die sog. »sekundäre« Holocaustliteratur (einschließlich von Werken solcher AutorInnen, die sich wie Sylvia Plath mit den Opfern des Holocaust identifizieren) untersucht, ist z.B. der Ansicht, dass der Holocaust aus etwas Undeutbarem, Einmaligem, Singulärem zu einer Trope, ja sogar zu einem Archetyp geworden sei.<sup>45</sup> Er erblickt in den literarisch-kulturellen Repräsentationen des Holocaust die einzige Chance, das Geschehene dem menschlichen Gedächtnis zu erhalten.<sup>46</sup> Hayden White<sup>47</sup> vertritt eine Ansicht, die den Anschauungen des bereits erwähnten Berel Lang widersprechen. Langs Meinung nach entbehren die belletristischen Werke, die den Genozid zu ihrem literarischen Anliegen machen, jener historischen Authentizität, die zum Holocaust als geschichtlichem Gegenstand nun einmal dazugehört. Und während die literarische Fiktionalität der Glaubwürdigkeit des Geschichtlichen Abbruch tut, fügt dem historischen und wahren Tatbestand die Literarizität einerseits der Person des Schriftstellers, andererseits der gleichnishaften Sprache etwas Überflüssiges hinzu. White hingegen nimmt an, dass die Lang'sche Argumentation nicht nur für die Belletristik gälte, sondern »für jedwede Art narrativ vorgetragener Geschichte, mithin für jeden Versuch, den Holocaust als Geschichte erzählend vor Augen zu führen«. Man solle sich dessen bewusst sein, dass sich auch unsere Vorstellungen über die Geschichte gewandelt haben und dass es das intransitive Schreiben, die Medialität der Literatur, die Vorstellung des erst parallel zum Akt des Schreibens entstehenden literarischen Subjektes überhaupt erst ermöglichen, die zeittypischen, sich den Repräsentationsmodi früherer Zeiten völlig entziehenden Erfahrungen des 20. Jahrhunderts in schriftliche Form zu fassen. Dabei stützt sich White ausgehend von einer der bedeutsamsten Erfahrungen der Moderne, nämlich von der medialen, also weder aktiven noch passiven Natur des Verbs *schreiben* auf Barthes' Konzept des intransitiven Schreibens (dessen sich übrigens auch Lang, Whites Kontrahent im Holocaustdiskurs, bedient). Die Studie von Gábor Tamás Molnár über den *Roman eines Schicksallosen* interpretiert das Verhältnis zwischen Text, Erzähler-Ich und dem Erzählten, dem Holocaust, in ähnlicher Weise:

Der Text nämlich darf nie von Auschwitz sprechen, denn dadurch, dass es sich ganz in den Hintergrund zurückzieht, lässt das Erzählsubjekt Auschwitz überhaupt erst zu Wort kommen. Der Roman »handelt« auf diese Weise vielmehr von der Möglichkeit einer Aussprache über (und mit) Auschwitz.<sup>48</sup>

Der *Roman eines Schicksallosen* eröffnet die Auswirkung des Totalitarismus auf das menschliche Verhalten, mithin das, wie die von György Köves so oft erwähnten kleinen Schritte bis nach Auschwitz geführt haben, in einer Weise, wie dies Hannah Arendt in ihrem Buch über Eichmann tut: Er macht diesen Vorgang an den einzelnen Phasen der Sprachwandlungen des Protagonisten nachvollziehbar. In dem bereits zitierten Abschnitt des Romans über »das Prinzip der Sukzessivität« muss der Leser, der auch die Ironie in Rechenschaft zieht, erfahren, dass sich György Köves gegenüber den Gesichtspunkten des Anderen, *des ihn selbst zu vernichten strebenden Anderen* verständnisvoll zeigt. Der Verlust des eigenen Gesichtspunktes erfolgt im Laufe des Romans allmählich. Er tritt – in einem den Leser schon bedrückenden Maße – zuerst in der Szene auf, wenn der Junge sich und die anderen Sträflinge mit »den Augen des Lagerarztes« zu betrachten anfängt. Der Perspektivenwechsel währt hier noch erst einen Augenblick und ist explizit reflektiert, obwohl der Junge, im Gegensatz zum Leser, zu dieser Zeit weder um die Aussichtslosigkeit der eigenen Situation weiß, noch sieht, wie grotesk die Identifikation mit dem Lagerarzt anmutet:

Der Menschenstrom wälzte sich unablässig heran, zwängte sich in ein engeres Bett, beschleunigte sich und verzweigte sich dann vor dem Arzt. [...] Alles war in Bewegung, alles funktionierte, jeder war an seinem Platz und machte das Seine, alles exakt, heiter, wie geschmiert. [...] Ich habe der Arbeit des Arztes dann auch bald folgen können. Kam ein alter Mann – ganz klar: auf die andere Seite. Ein jün-



49 Kertész 1996, p. 99f.

50 Ibid., p. 14, Hervorh. AM.

51 Ibid., p. 12: »Auf ein baldiges Wiedersehen, Herr Direktor.« Mein Vater hat mit einem kleinen, schiefen Lächeln geantwortet: »Hoffen wir, daß es so sein wird, Herr Süt.« Gleichzeitig hat meine Stiefmutter ihre Handtasche geöffnet, ein Taschentuch herausgenommen und es sich geradewegs an die Augen gehalten. In ihrer Kehle gurgelten seltsame Töne. Es wurde still, und die Situation war sehr peinlich, weil ich auf einmal so ein Gefühl hatte, auch ich müßte etwas tun. Aber der Vorfall hatte sich ganz plötzlich ereignet, und mir ist nichts Gescheites eingefallen. Wie ich sah, war es auch Herrn Süt unbehaglich: »Aber gnädige Frau, lieb er sich vernehmen, das sollten Sie nicht. Wirklich nicht.« Er schien ein bißchen erschrocken. Er hat sich vorgebeugt und meiner Stiefmutter den Mund geradezu auf die Hand fallen lassen, um bei ihr den gewohnten Handkuß zu verrichten.«

52 Ibid., p. 37: »Als er schon dabei war, sich zu verabschieden, ist ihm noch etwas in den Sinn gekommen. Er holte ein Päckchen aus seiner Aktentasche hervor. In seinem Gesicht war eine gewisse Verlegenheit. »Ich hoffe, gnädige Frau, sagte er, es kann im Haushalt von Nutzen sein.« In dem Päckchen waren Fett, Zucker und noch andere Sachen dieser Art. [...] Meine Stiefmutter hat sich zuerst ein wenig geziert, aber Herr Süt bestand sehr darauf, und schließlich konnte sie ja an dieser Aufmerksamkeit nichts aussetzen. Als wir wieder unter uns waren, hat sie auch mich noch gefragt, ob sie meiner Meinung nach richtig daran getan habe, es anzunehmen. Ich fand, ja, denn sie konnte Herrn Süt ja nicht dadurch verletzen, daß sie es nicht annahm. Schließlich hatte er es ja nur gut gemeint. Das war auch ihre Meinung, und sie sagte, sie glaube, auch mein Vater würde ihr Vorgehen billigen. In der Tat, das konnte ich mir auch nicht anders vorstellen. Und überhaupt, das weiß sie im allgemeinen besser als ich.«

53 Ibid., p. 41.

gerer – hier herüber, zu uns. Dann wieder ein anderer, mit Bauch, soviel er sich auch streckte und reckte: vergeblich – doch nein, der Arzt schickte ihn dennoch auf unsere Seite, da war ich nicht ganz zufrieden, denn ich meinerseits fand ihn eher etwas betagt. [...] Und so, mit den Augen des Arztes, konnte ich nicht umhin festzustellen, wie viele von ihnen alt oder sonstwie unbrauchbar waren.<sup>49</sup>

Gleichwohl »sieht« György Köves schon viel früher zu viel »ein«, er findet vieles und zu oft »natürlich«, und zwar von dem Tag an, an dem sein Vater zum Arbeitsdienst einrücken muss. Er steht zu Beginn des Romans noch in einem ganz anderen Verhältnis zur Einsicht: Im ersten Kapitel hält er noch nicht alles für selbstverständlich, betont noch den Unterschied zwischen dem eigenen Blickwinkel und dem von anderen Menschen, bzw. merkt er in einer Art Reflexion auf die Technik des Textes, mit direkter und indirekter Rede umzugehen, aus dem Text quasi herausblickend stets an, wo die von ihm vermittelten Informationen herühren:

Mein Vater hat sich lange, ich hatte fast schon das Gefühl, absichtlich, mit den beiden grauen Eisenschlossern abgemüht. Dann hat er die Schlüssel meiner Stiefmutter übergeben, da er sie ja nie mehr brauchen wird. *Das weiß ich, weil er es gesagt hat.*<sup>50</sup>

Gleichwohl gehen ihm die Implikationen der Informationen nicht immer auf, im zitierten Fall z.B., dass sich der verwendete Ausdruck auf die Wahrscheinlichkeit des Todes seines Vaters beziehen könnte. Er versteht die in Gesten und Untertönen kurz immer wieder aufblinkenden Konflikte zwischen seinem Vater und seiner Stiefmutter nicht, er sieht nicht, dass der Vater seine nicht ganz unberechtigte Angst nur verhehlt, die Frau in seiner Abwesenheit an einen anderen Mann zu verlieren (zur Zeit der Heimkehr von György Köves aus dem Lager ist seine Stiefmutter bereits mit Herrn Sütó verheiratet). Er versteht es noch nicht, Doppeldeutigkeiten als solche zu vernehmen und die emotional-sexuellen Komponenten verschiedener Situationen zu deuten: Die Stiefmutter fragt ihn im zweiten Kapitel, nachdem ihr Herr Sütó Lebensmittel beschafft hat, der nach dem Einrücken des Vaters, um so die Judengesetze zu umgehen, *pro forma* die Leitung des Familiengeschäftes übernommen hat, nur deshalb, was er meine, weil sie die – im Text auch schon früher angedeuteten<sup>51</sup> – Annäherungsabsichten von Herrn Sütó recht zu deuten weiß, was aber dem Jungen verborgen bleibt.<sup>52</sup> Er durchlebt gerade die Lebensphase, in der man zu erlernen hat, welche zusätzlichen Bedeutungen und allegorischen Narrative die Menschen als Teile einer gegebenen Gesellschaft mit ihren – physischen und psychischen – Erfahrungen verknüpfen. So kommt er z.B. darauf, dass ein Kuss – der Kuss, der zwischen ihm und Annamaria während eines Bombenangriffs wie von ungefähr fällt – mit einer Zusatzbedeutung behaftet ist, er ist laut der gängigen und von dem Mädchen nun aktualisierten Interpretation das Zeichen einer Liebschaft:

Später habe ich im Gespräch noch einige interessante Dinge von ihr erfahren, was ihre Gedanken über mich angeht: sie sagte, sie habe sich nie vorgestellt, daß ich »einmal mehr für sie sein könnte« als einfach nur »ein guter Freund«. [...] Sie hat noch eine Weile darüber nachgesonnen, wie seltsam das sei, und dann sagte sie: »Offenbar hat es so sein müssen.« Sie hatte einen merkwürdigen, fast schon strengen Ausdruck im Gesicht, und ich habe ihre Ansicht auch gar nicht bestritten, obwohl ich eher mit dem einverstanden bin, was sie gestern gesagt hat, nämlich daß die Bombe schuld war. Aber natürlich kann ich das nicht wissen, und mir schien, so gefiel es ihr besser.<sup>53</sup>

Obwohl am Anfang der Geschichte György Köves noch keinerlei Erfahrungen in sozialem Umgang gesammelt hat, ist er sich dennoch bewusst, dass er Einiges nicht weiß, und deshalb ist er in der Lage, zwischen gesellschaftlicher Erwartung und eigener Ansicht zu unterscheiden. Auch nimmt er wahr, in welchem Maße er davon geleitet wird, fremden Erwartungen gerecht zu werden:

Meine Stiefmutter hat nicht geantwortet, aber es war etwas zu hören, und als ich aufblickte, habe ich auch gesehen, was: sie weinte. Es war wieder ziemlich peinlich, ich gab mir Mühe, nur auf meinen Teller zu schauen. Trotzdem habe ich die Bewegung bemerkt, mit der mein Vater nach ihrer Hand gegriffen hat. Nach einer kleinen Weile nahm ich wahr, daß sie ganz still waren, und als ich vorsichtig aufblickte, saßen sie Hand in Hand und sahen sich sehr innig an, eben so, wie ein

54 Ibid., p. 19f.

55 Ibid., p. 21: »Meine Stiefmutter hatte sie schon zuvor erwähnt: nur die engste Familie kommt – so hatte sie gesagt. Und als mein Vater irgendwie eine Geste machte, hat sie hinzugefügt: »Aber sie wollen sich doch von dir verabschieden. Das ist doch natürlich!«

56 Ibid., p. 25f.

57 Ibid., p. 35.

Mann und eine Frau. Das habe ich nie gemocht, und auch jetzt hat es mich geniert. Obwohl es im Grunde genommen ja ganz natürlich ist, glaube ich. Ich mag es trotzdem nicht. Ich weiß nicht, warum. Mir ist gleich leichter geworden, als sie wieder zu sprechen anfangen.<sup>54</sup>

Plastisch wird dies im zitierten Text durch die Anwendung des Wortes *natürlich*: Was einem anderen natürlich ist, muss dem Jungen noch bei weitem nicht natürlich sein. Das Wort *natürlich* kommt im Kapitel (in der Originalsprache) noch ein zweites Mal vor. Und diese beiden Fälle nehmen schon die Bedeutung vorweg, die das Wort in späteren Kapiteln haben wird: Aus dem zweiten Fall ist ersichtlich, dass man dieses Wort zur Überzeugung von anderen benutzt, zu einer Überzeugung, die eine Zustimmung nicht offensichtlich erwartet.<sup>55</sup>

Die etwas begrenzte Fähigkeit von György Köves, Abstand zu sich und anderen zu gewinnen, bleibt auch dann noch erhalten, wenn ihn neue Informationen geradezu überfluten. Selbst unter diesen Umständen ist er sich noch der Grenzen seiner Interpretationsfähigkeit bewusst. Dies wird im Text durch Anführungszeichen, durch die Trennung von Stimmen und durch das stete Auseinander-Halten eigener und fremder Rede kenntlich. In dieser Hinsicht ist das familiäre Abschiedsmahl zu Ehren des Vaters bzw. das bei Tafel geführte, die Beteiligten über Kriegschancen und »das gemeinsame jüdische Schicksal« täuschende Gespräch von größtem Belang. Hier bedient sich der Junge des Wortes *natürlich*, geleitet vom Verhalten des Vaters und als Reaktion auf das bei der Stiefmutter abgeschauten Benehmen als Moment der gesellschaftlichen Regeln und Konventionen. Dieses Kapitel bereitet auf die ans Wort und dessen Synonyme geknüpfte Erzähler-Attitüde vor. Dies ist der »Reiseproviant«, den der Junge von zu Hause ins Konzentrationslager mitnehmen darf:

Als letzter kam der älteste Bruder meiner Stiefmutter, Onkel Lajos. Er nimmt in unserer Familie irgendwie eine wichtige Stellung ein, obwohl ich nicht ganz genau angeben könnte, welche. Er wünschte sogleich, mit meinem Vater unter vier Augen zu sprechen. Ich konnte sehen, daß dies meinem Vater auf die Nerven ging und daß er, wenn auch sehr taktvoll, versuchte, es schnell hinter sich zu bringen. Danach hat Onkel Lajos überraschend mich in die Zange genommen. Er sagte, er möchte mit mir »ein bißchen plaudern«. Er hat mich in eine verlassene Ecke des Zimmers geschleppt und, Auge in Auge mit ihm, gegen einen Schrank gestellt. Er fing damit an, ich wisse ja, daß mein Vater »uns morgen verläßt«. Ich sagte, ich wisse es. Dann wollte er hören, ob er mir hier fehlen würde. Ich antwortete, wobei seine Frage mir doch etwas auf die Nerven ging: »Selbstverständlich.« Und weil mir das irgendwie zu wenig schien, habe ich gleich hinzugefügt: »sehr.« Worauf er eine Zeitlang bloß genickt hat, mit klagender Miene.<sup>56</sup>

Schon zu Beginn des zweiten Kapitels ist deutlich, dass György Köves in den zwei Monaten seit dem Weggang des Vaters – seit dem Verlust eines sicheren sprachlichen Musters, dem Umsturz der Welt des Sohnes – die Fähigkeit, auf die Sprache zu reflektieren, abhanden gekommen ist. Seine Stimme ordnet sich in indirekten Reden der Erzählung nur zu oft der Stimme von anderen ganz unter. Im nun folgenden Zitat z.B. begegnen die von der Stiefmutter gehörten Worte als die Ansicht des Jungen. Der Sohn spricht zuerst von den Gefühlen der Stiefmutter (der Ich-Erzähler äußert sich über eine erzählte dritte Person), bzw. davon, wie sie entstanden sind, dann fällt der Wandel in die Augen: Im dritten Satz vermengen sich die beiden Stimmen. Von nun an ist der eigentliche Gegenstand der Erzählung der Erzähler selbst. Allein, dies bedeutet keine Zitiertechnik der Art »Ich spreche nach, was ein anderer über mich sagt«, sondern eine Struktur des »Ich spreche schon selbst über mich«, die das Vermittelt-Sein dadurch aufhebt, dass sie die dritte Person in ihrem vorherigen Status belässt. Es ist eine Art auf sich selbst bezogenes Zitieren, wobei die Quelle des Mitgeteilten offensichtlich die dritte Person ist:

Doch meine Stiefmutter hat sich vor allem über den Ausweis gefreut. Bis dahin hat sie sich jedesmal, wenn ich irgendwohin gehen wollte, die größten Sorgen darüber gemacht, wie ich mich ausweise, falls das einmal vonnöten sein sollte. Jetzt braucht sie sich diese Sorgen nicht mehr zu machen, denn der Ausweis bescheinigt mir ja, daß ich nicht einfach nur so dahinlebe, sondern in der Industrie kriegswichtige Arbeit leiste, und das untersteht selbstverständlich einer ganz anderen Beurteilung. Das sieht auch die Familie so.<sup>57</sup>

58 So charakterisiert der Junge z.B. den Händler, bei dem sein Vater die zum Arbeitsdienst nötige Ausrüstung kauft (ibid., p. 16): »Im allgemeinen sprach er sehr taktvoll und mitfühlend zu uns, und er vermied es nach Möglichkeit immer, den Ausdruck ›Arbeitsdienst‹ zu gebrauchen.«

59 Kertész, Imre: Die exilierte Sprache. In: Ders. 2003, p. 208f.

60 Kertész 1996, p. 24f.

61 Ibid., p. 26f.

62 Ibid., p. 35f.

Das Problem wird dadurch zusätzlich verschärft, dass schon der Diskurs der Stiefmutter kein eigener, noch nicht einmal ein reflektierter ist. Er wiederholt und vermittelt dem Jungen nur die jeweils vorherrschende öffentliche Meinung. Die einzige Sprechweise also, die man in der Welt von den Erwachsenen erlernen kann, ist die Sprache der unreflektierten, nicht denkenden, das Fremde und das Eigene miteinander vermischenden Selbsttäuschung.<sup>58</sup> Imre Kertész erinnert sich daran in seinem Essay *Die exilierte Sprache* folgendermaßen:

Meine Kindheit war von einer eigenartigen Erfahrung geprägt, unter der ich lange litt, die ich jedoch überhaupt nicht verstand und in keiner Weise zu fassen, festzumachen, zu benennen vermochte. Ich hatte das Gefühl, als nähme ich an irgendeiner großen, allgemeinen Lüge teil, als sei diese Lüge jedoch die Wahrheit und als sei es allein meine Schuld, daß ich sie als Lüge empfand. Ich konnte nicht wissen, daß dieses Erlebnis sprachlichen Charakters war und eigentlich ein unbewußter Einspruch gegenüber der mich umgebenden Gesellschaft, der pro- und präfaschistischen Budapester Gesellschaft der dreißiger Jahre, die mir suggerierte, die auf mich lauende Gefahr als normales Schicksal anzunehmen.<sup>59</sup>

Diese große Lüge – also das Vertrauen der an die Assimilation assimilierten ungarischen Juden in die Gerechtigkeit der ungarischen Gesetzgebung und nach den Judengesetzen das blinde Festhalten an früheren Lebensstrategien und an einem gesellschaftlichen Vertrag, den die andere Partei längst aufgekündigt hat, mithin die eingegengten Lebensumstände den Narrativen früherer Selbstdeutung anpassende Weltsicht – tritt in der Sprache des Romans in der Verschmelzung der verschiedenen Stimmen zutage und lässt sich inhaltlich v.a. daran ablesen, was Onkel Vili und Lajos sagen. Die von ihnen zitierten Wendungen sind auch ohne die Konjunktionen des erzählenden Jungens hinreichend, eine Theorie über internationale und geheime Verhandlungen zurecht zu legen, die den beiden Herren einerseits den schmeichelnden Gedanken ermöglicht, in diese geheime Diplomatie eingeweiht zu sein, andererseits aber auch die auf Selbsttäuschung ausgerichtete Strategie des Zögerns rechtfertigt: »aus sicherer Quelle«, »absolut glaubwürdig«; »in unserer Situation demnächst eine grundlegende Wende zu erwarten sei«, »geheime Verhandlungen«; »zwischen den Deutschen und den alliierten Mächten, mit neutraler Vermittlung«; »ihre hoffnungslose Lage an allen Fronten nun bereits selbst erkannt«; »das Judentum von Budapest«; [käme ihnen geradezu] »wie gerufen«; »auf unserem Rücken Vorteile bei den Alliierten herauszuschinden«; »wichtigen Faktor«; »Weltöffentlichkeit«; »erschüttert«; »des großen Spiels, in dem wir im Grunde nur das Werkzeug für ein riesiges internationales Erpressungsmanöver sind«; »hinter den Kulissen geschieht«; »spektakulären Bluff«; »die Dinge ihren Lauf nehmen«.<sup>60</sup> Die Zitate lassen Onkel Lajos indessen auch als Vertreter einer weit verbreiteten Ansicht aufscheinen, der zufolge die konkrete politische Situation mit der Jahrhunderte langen Leidensgeschichte der Juden verbunden ist. Deshalb legt er György Köves nahe, dass erwachsen sein am gemeinsamen Schicksal, am gemeinsamen Leiden beteiligt zu sein heißt, heißen sollte: »die sorglosen, glücklichen Kinderjahre«; »ein Auge auf uns haben wird«; »was Sorge und was Verzicht ist«; »unter Erwachsenen«; »seit Jahrtausenden aus unablässiger Verfolgung besteht«; »mit Ergebenheit und opferwilliger Geduld auf sich zu nehmen haben«; »je nach unseren Kräften und Fähigkeiten«; »über tiefe Gefühle und ein ernstes Verantwortungsbewußtsein«.<sup>61</sup> Es begegnet nicht von ungefähr erst im zweiten Kapitel und in diesem Zusammenhang, gleich wie auf den ständigen großen Druck hin der Ausdruck *ich habe eingesehen*:

Dann hat mich Onkel Lajos beiseite genommen und noch ein paar ernstere Worte mit mir gewechselt: unter anderem hat er mich ermahnt, nicht zu vergessen, daß ich an meinem Arbeitsplatz nicht nur mich selbst, sondern die »gesamte Gemeinschaft der Juden« zu vertreten und deshalb auch ihretwegen auf mein Benehmen zu achten habe, da es nunmehr im Hinblick auf sie, auf sie alle, beurteilt werde. In der Tat, daran hätte ich gar nicht gedacht. Aber ich habe eingesehen, daß er natürlich recht haben kann.<sup>62</sup>

Davor wird der schrittweise vor sich gehende Sprach- und Identitätsverlust des jungen Protagonisten nur ein Mal aufgehalten, als er – seelisch erschüttert – darüber nachdenkt, was ihm die ältere Nachbarstochter sagt. Das Mädchen aktualisiert nämlich das von anderen gehörte Narrativ über die Leidensgeschichte der Juden und bezieht es auf die eigenen, täglichen Erlebnisse der Ausgrenzung und Erniedrigung. Dabei leuchtet es auch dem jun-



63 Ibid., p. 27: »Und dann hat er mit seinen Fingern, die außen mit Haarbüscheln bedeckt und innen leicht feucht waren, unters Kinn gegriffen, hat mein Gesicht angehoben und mit leiser, leicht zitternder Stimme gesagt: ›Dein Vater steht vor einer großen Reise. Hast du schon für ihn gebetet?«

64 Interessanterweise halten manche Interpreten György Köves für gefühllos. So z.B. György Spiró in seiner berühmten Studie von 1983, in der er den *Roman eines Schicksallosen* überhaupt erst entdeckt hat. Cf. Spiró, György: Non habent sua fata. In: Ders.: Magániktató. Budapest: Szépirodalmi 1985, p. 383; Szirák 2003, p. 33. Folgende Stelle aus dem Roman legt hingegen nahe, dass der Junge sehr wohl vermag, echte (also nicht von Ideologien und Interessen durchsetzte) Gefühle zu erkennen (Kertész 1996, p. 31): »Und vielleicht das merkwürdigste Erlebnis dieses ganzen Abends war für mich die einzige Regung, mit der mein Großvater sich bemerkbar gemacht hat: er presste seinen scharfen Vogelkopf für einen einzigen Augenblick, aber auf eine ganz wilde, fast schon verrückte Art an die Jacke meines Vaters, an seine Brust. Sein ganzer Körper zuckte wie im Krampf.«

65 Ibid., p. 267f.: »Ist Bandi Citrom zu Hause?« Sie sagte: »Nein.« Ich fragte, ob er bloß jetzt nicht hier sei, im Moment, worauf sie, den Kopf ein wenig schüttelnd und die Augen kurz zudrückend, sagte: »Überhaupt, und erst als sie die Augen wieder öffnete, bemerkte ich, daß ihre unteren Augenwimpern ein bißchen feucht glänzten. Ein wenig verzog sich auch ihr Mund, und da dachte ich, es wäre wohl am besten, wenn ich mich so schnell wie möglich wieder davonmache – doch da ist auf einmal aus dem Dämmer des Flurs eine magere alte Frau mit Kopftuch und dunklem Kleid aufgetaucht, und so mußte ich auch ihr noch sagen: ›Ich habe Bandi Citrom gesucht, und auch sie sagte: ›Er ist nicht zu Hause.« Doch sie meinte: ›Kommen Sie ein andermal wieder. In ein paar Tagen vielleicht...«, und da bemerkte ich, wie die jüngere Frau mit einer seltsamen, abwehrenden und gleichzeitig doch irgendwie kraftlosen Bewegung den Kopf etwas abwandte, während sie den Handrücken an den Mund hob, wollte sie ein hervordringendes Wort, einen Laut unterdrücken, gewissermaßen ersticken.«

66 Ibid., p. 17: »Zuerst mußte ich mich vor die blonde, großbusige Bäckerfrau hinstellen: sie schnitt das entsprechende Quadrat von der Brotmarke ab, dann weiter, vor den Bäcker, der das Brot abwog. Er hat meinen Gruß gar nicht erwidert; es ist ja in der Gegend allgemein bekannt,

gen György Köves für einen Augenblick ein, wie er selbst von diesem Narrativ betroffen sein kann, und was Widerstand gegenüber diesem gemeinsamen Narrativ zur Folge haben mag. Es hat sich schon früher – bspw. bei der Kommentierung der Abschiedsszene zwischen Herrn Sütó, der Stiefmutter und dem Vater oder während des Gesprächs mit Onkel Lajos, bei dem ihm die Körpersprache Wegweiser bei der Deutung der Situation und zum bewussten Ausdruck dessen ist, dass er nicht einverstanden sei<sup>63</sup> – herausgestellt, dass der Junge einen ausgeprägten Sinn für die Sprache des menschlichen Körpers hat: Er nimmt sie bereits am Anfang der Geschichte wahr, verknüpft mit ihr gleichwohl noch keinen konventionellen Sinn. Im Gegenteil ist er am Ende des Romans schon imstande, diese emotionale Intelligenz<sup>64</sup> mindestens z.T. in sein eigenes Verhalten zu integrieren: Er reagiert am Ende des Romans auf die Traurigkeit der Schwester von Bandi Citrom gemäß den gesellschaftlichen Konventionen und deutet auch das in Gestik und Körpersprache geführte Gespräch zwischen Mutter und Tochter so. Dies ist jedoch nicht unbedingt als ein positiver Wandel zu bewerten.<sup>65</sup>

Dem von der älteren Nachbarsschwester vorgetragenen und augenscheinlich auf der bereits erwähnten öffentlichen Meinung beruhenden Narrativ zufolge rührt das gemeinsame Schicksal, das gemeinsame Leiden der Juden daher, dass sie sich von anderen unterscheiden. Der Junge beruft sich auf diese in der Bäckereiszene schon früher begriffenen, die mit der Judenverfolgung zusammenhängenden kognitiven Dissonanzen mildernden menschlichen Reaktionen,<sup>66</sup> als er sich auf den Topos des »vertauschten Kindes« und die Geschichte *Bettler und Königssohn* beruft und die Relevanz des Zufalls herausstreicht. Deshalb kann er in seiner sich selber interpretierenden Rede am Ende des Romans wieder auf diese Frage zurückkommen. Die ältere Schwester nämlich interpretiert die aus Ahnungen erwachsene Gegenmeinung des Jungen, sie übersetzt sie so in die Sprache der Begriffe und macht sie auf diese Weise dem Leser explizit:

[W]enn es nichts mit unserer Eigenart zu tun habe, dann sei ja das alles nur reiner Zufall, und wenn sie auch eine andere sein könnte, als die sie sein muß, dann »hat das alles keinen Sinn«, und das sei ein Gedanke, der ihrer Meinung nach »unerträglich ist.«<sup>67</sup>

Der Text sendet an dieser Stelle – und an manchen weiteren – in komplexer Weise eine Botschaft an den Leser. Er macht fortwährend darauf aufmerksam, dass die Geschichte im Verhältnis zu den am Geschehenen Beteiligten auch über eine nachträgliche Perspektive verfügt und ein nachträgliches Zusatzwissen besitzt.<sup>68</sup> Eines der wichtigsten Mittel dazu ist die Quasi-Gegenwärtigkeit der Erzählung, die Vergegenwärtigung der erlebten Geschehnisse in und infolge der Erinnerung. Diese scheinbare Gleichzeitigkeit von Erzählen und Erzähltem wird bis zum letzten, von der Heimkehr handelnden Kapitel durchgehalten, wo das Erzähltempus in das Präteritum wechselt. Andererseits werden im dritten und vierten Kapitel, welche die Gefangenschaft in der Ziegelei, die Evakuierung und die Ankunft in Auschwitz schildern, die kindlich-naive Perspektive des Erzählers und die des Lesers fortwährend konfrontiert. Der Leser nimmt ja immer wieder aufs Deutlichste wahr, dass György Köves von dem ihm Widerfahrenen falsche – seiner Selbstverteidigung abträgliche – Schlüsse zieht: Auf dem Marsch in die Ziegelei könnte er sich absetzen, aber er tut es »aus Gefühlen des Anstands« nicht,<sup>69</sup> im Nacheinander der Ereignisse ist er außerstande, das Wichtige vom Unwichtigen zu trennen,<sup>70</sup> und obwohl die entstehenden Situationen nahezu absurd sind,<sup>71</sup> verzweifelt der Leser, der das Folgende ahnt oder bei wiederholter Lektüre ganz genau weiß, was auf den Jungen zukommt, immer mehr. Er sieht ja, dass der Junge lange Zeit nicht das Geringste an seinem Verhalten ändert, obwohl er schon weiß, Sträfling in einem Konzentrationslager zu sein:

Auf jeden Fall nimmt man etwas Neues überall, selbst in einem Konzentrationslager, zunächst mit gutem Willen in Angriff – ich wenigstens habe es so erlebt: fürs erste genügte es, ein guter Häftling zu werden, das weitere mochte dann die Zukunft bringen – das war im großen und ganzen meine Auffassung, darauf gründete ich meine Lebensführung [...].<sup>72</sup>

György Köves akzeptiert im Konzentrationslager alles, lässt Einsicht walten, zeigt jedem gegenüber Verständnis, angefangen beim Lagerarzt, der die Selektion durchführt und bestimmt, wer gleich und wer erst nach Verausgabe seiner letzten Arbeitskraft zu sterben hat.

daß er die Juden nicht mag. Deshalb hat er mir auch um etliche Gramm zu wenig Brot hingeworfen. Ich habe aber auch schon sagen gehört, daß auf diese Weise pro Ration etwas für ihn übrig bleibt. Und irgendwie, wegen seines wütenden Blicks und seiner geschickten Handbewegung, habe ich auf einmal die Richtigkeit seines Gedankengangs verstanden, nämlich warum er die Juden in der Tat nicht mögen kann: sonst müßte er ja das unangenehme Gefühl haben, er betrüge sie. So hingegen verfährt er seiner Überzeugung gemäß, und sein Handeln wird von der Richtigkeit einer Idee gelenkt, was nun aber – das sah ich ein – etwas ganz anderes sein mag natürlich.«

67 Ibid., p. 45f.

68 Über das Zusatzwissen des Lesers cf. Kálai, Sándor: Adott helyzetek és újabb adottságok. Kertész Imre: Sorstalanság [Vorgegebene Situationen und neuere Begebenheiten]. In: Szirák, Péter (Hg.): Vándor szövevény. Debrecen: Csokonai 2001, p. 120.

69 Kertész 1996, p. 65.

70 Am Anfang des dritten Kapitels holt ein Polizist György Köves und seine jungen Kameraden aus dem Omnibus nach Csepel und hält sie in einem Zollhaus an der Landstraße in Gewahrsam. Der Leser erkennt den Ernst der Lage, den der Junge nicht recht sieht, daran, dass sich herausstellt, man habe schon auch Erwachsene festgenommen. Gleichwohl wird das vom Erzähler nicht unmittelbar mitgeteilt, sondern nur nebenbei erwähnt, wenn er von dem spielerischen Zeitvertreib der Jungs berichtet und dabei auch von den Erwachsenen spricht. Kertész 1996, p. 55: »Dann habe ich ein bißchen die Erwachsenen angeschaut. Auch die hatte der Polizist aus den Autobussen herausgeholt, genau wie uns. So ist mir dann auch klar geworden, daß er, wenn er nicht bei uns war, auf der Landstraße stand und der gleichen Tätigkeit nachging wie am Morgen. Allmählich sind auf diese Art etwa sieben, acht Leute zusammengekommen, alles Männer.«

71 So eine haarsträubende Szene ist, als der Junge den ungarischen Gendarmen, der die Deportierten an der ungarischen Grenze auffordert, ihre Wertgegenstände ihm zu übergeben, missversteht (ibid., p. 84f.): »Da, wo ihr hingehet [...] werdet ihr keine Wertsachen mehr brauchen.« Und was wir noch bei uns hätten, das würden uns die Deutschen sowieso alles abnehmen, versicherte er. »Warum sollte es dann«, so fuhr er fort, »nicht lieber in ungarische Hände gelangen? [...] ›Schließlich seid auch ihr ja eigentlich Ungarn!« und dazu wäre jemand auch bereit, um im Gegenzug Wasser dafür

Er ist aber auch dem Sträfling gegenüber verständnisvoll, der ihn kahl schert.<sup>73</sup> Er sieht selbst das noch ein, warum der ihn halbtot schindende, sadistische Wächter<sup>74</sup> Recht hat. Sein Verständnis erreicht einen absoluten und absurden Höhepunkt, wenn er einsieht, dass die in seiner Wunde wimmelnden Ungeziefer ein Recht darauf hätten, sich von seinem Fleisch zu ernähren, dass an ihrem Willen und Drang, zu überleben, aus menschlicher Hinsicht nichts auszusetzen sei, dass das Recht der Ungeziefer, zu überleben, das seine übertreffen.<sup>75</sup> Er sieht nicht nur ein, dass sein früherer Freund ihm nicht helfen kann,<sup>76</sup> sondern auch, dass ein anderer Sträfling ihm seinen Wohltäter, den Buchenwalder Pfleger, der ihm eine Zusatzration beschafft, zu Recht wegnimmt.<sup>77</sup> Während er die Gesichtspunkte und Blickwinkel von Anderen erkennen und verstehen lernt, erblickt er in seiner totalen Entrechtung und deren Phasen keine Aggressivität, allmählich wird klar, dass das von zu Hause mitgebrachte Wissen nicht dazu reicht, das Konzentrationslager zu interpretieren. Das einzige, was er von dem Mitgebrachten gut gebrauchen kann, ist die Empathie, die Fähigkeit, sich in die Situation und die Perspektive anderer zu versetzen, die Gegebenheiten als natürlich und gerecht an- und hinzunehmen, sich an ständig neue Bedingungen anzupassen.

György Köves hält jede Stufe, die zur Entrechtung und zur Vernichtung führt, für natürlich; allerdings nicht mehr, dass er die totale Entkraftung, in der er selbst auf das Leben schon verzichtet, überlebt. Ihn wundert, dass in einem Konzentrationslager auch so etwas geschehen kann. Danach vollzieht sich in seinem Denken ein Wandel. Von nun an ist er kein ahnungsloses Wesen mehr, er wird vorsichtig, er überstürzt seine Urteile nicht mehr, er schenkt nicht einmal mehr sich selbst Glauben, er ist auf der Hut: Im Krankenhaus stellt er erst nach näherem Prüfen fest, womit er zu tun hat. Er überzeugt sich, ob das, was er sieht, in der Tat dem entspricht, was seinen früheren Kenntnissen nach ein wirkliches Ei oder eine wirkliche Zitrone ausmacht:

[U]nd auf einmal sah ich etwas Gelbes zwischen ihnen aufblitzen, irgendwoher kam ein Messer zum Vorschein und mit Pjetkas Hilfe auch ein Metallbecher, dann ein dünnes Plätschern – und wenn ich meinen Augen nicht getraut hatte, so konnte jetzt meine Nase einwandfrei bezeugen, daß das gelbe Ding, das ich gerade gesehen hatte tatsächlich und unbestreitbar eine Zitrone war.<sup>78</sup>

[...] wobei ich einmal auch auf ein leichtes, besonderes Klacken aufmerksam geworden bin, auf ein plötzlich ertönendes Zischen, das – wie mein sich sogleich wieder abwendendes, doch vor Verblüffung noch lange flimmerndes Auge feststellte – von etwas verursacht wurde, das innen gelb und ringsherum weiß war: einem Ei.<sup>79</sup>

Da dieser vorsichtige Erkenntnisakt gerade das Gegenteil jenes ahnungslosen, voreiligen Beurteilens ist, das den Anfang des Romans charakterisiert, wie z.B. die Szene, in der die Peitsche mit einem Stock verwechselt wird,<sup>80</sup> mutet der *Roman eines Schicksallosen* in bestimmter Hinsicht als ein ausgesprochen traditioneller Bildungsroman an:<sup>81</sup> György Köves lernt etwas gründlich begreifen: Die Fertigkeiten und Erfahrungen, die man sich in einer Welt angeeignet hat, lassen sich in einer anderen nicht anwenden, ohne beträchtlich modifiziert zu werden. Die Kontinuierlichkeit, auf der früher das Leben beruhte, wird brüchig und muss einer anderen Kontinuierlichkeit weichen, die sich aus nicht natürlich aufeinander folgenden Schritten ohne rechte Ursächlichkeit zusammenfügt, die man mit Reflexion und ständiger Hinterfragung der eigenen Erwartungen nachvollzieht.

In Kenntnis des soeben skizzierten Entwicklungsprozesses ist der im Gespräch mit Onkel Fleischmann und Onkel Steiner einsetzende Wandel doch nicht so verwunderlich, wie er auf den ersten Blick schien. Durch diesen Wandel gewinnt auch die Differenz zwischen der Perspektive des Erzählers und des Lesers eine neue Qualität. Nun überwiegt plötzlich die andere Seite: Bislang »wusste« der Leser »mehr«. Der Leser vertritt im Laufe des Romans mit Ausnahme des letzten Kapitels das historische Wissen. Eigentlich wird er zur geschichtlichen Kontinuierlichkeit, die immer wieder mit dem Unwissen, der Ahnungslosigkeit und der Gegenwartsgebundenheit konfrontiert wird. Die Erlebnisse, die Fassungslosigkeit, die naive Knabenhaftigkeit und die damit in keinerlei Einklang stehende totale Entrechtung

zu bekommen, aber schließlich kommt das Geschäft doch nicht zustande.

72 Ibid., p. 151.

73 Ibid., p. 109: »Er packte mich kurzerhand an dem Organ, das am empfindlichsten ist, und schabte dann mit dem Rasiermesser auch von dort die ganze Krone weg, jedes einzelne Haar, mein gesamtes bißchen männlichen Stolz, das doch vor noch gar nicht so langer Zeit erst gesprossen war. Es mag unverständlich sein, aber dieser Verlust schmerzte mich irgendwie noch mehr als der meines Kopfhaaars. Ich war überrascht und auch ein wenig aufgebracht – aber ich habe dann eingesehen, daß es lächerlich gewesen wäre, sich wegen einer solchen Kleinigkeit aufzuhalten, im Grunde genommen.«

74 Ibid., p. 188: »Von da an lud er mir bei jeder Wende persönlich den Sack auf den Nacken, nur um mich kümmerte er sich, nur ich gab ihm zu tun, nur mich verfolgte er mit den Blicken bis zum Wagen und zurück, und mich holte er nach vorn, auch wenn der Reihe und der Gerechtigkeit nach andere drangewesen wären. Zu guter Letzt spielten wir einander beinahe schon in die Hände, kannten uns schon, beinahe las ich schon so etwas wie Befriedigung, Zuspruch, um nicht zu sagen Stolz auf seinem Gesicht, womit er, das mußte ich zugeben, unter einem bestimmten Blickwinkel gesehen sogar recht hatte [...]«

75 Ibid., p. 201f.: »Die Läuse dagegen ließen sich leicht kriegen, nur war es zwecklos. Wenn ich sehr wütend auf sie war, zog ich den Daumnagel über das auf meinem Rücken gespannte Leinen des Hemdes, und an dem langanhaltenden Geknistern konnte ich das Ausmaß der Rache, der Vernichtung ermessen und genießen – doch nach einer Minute hätte ich wieder von vorn beginnen können, an derselben Stelle und mit demselben Ergebnis. Sie waren überall, sie drängten sich in jeden versteckten Winkel, meine grüne Mütze war schon ganz grau, wimmelte nur so von ihnen, sie bewegte sich beinahe schon. Aber immerhin, am meisten war ich überrascht, verblüfft und dann auch entsetzt, als ich an der Hüfte plötzlich ein Kitzeln verspürte, den Papierverband hob und sah, daß sie schon in meinem Fleisch saßen und sich von meiner Wunde nährten. Ich fuchtelte herum, versuchte, sie loszuwerden, sie wenigstens noch zu ein bißchen Geduld, ein bißchen Abwarten zu zwingen – und ich kann behaupten, daß mir noch nie ein Kampf so aussichtslos erschienen ist, ein Widerstand so hartnäckig, ja unverschämt, wie dieser. Nach einer Weile habe ich dann auch aufgegeben und dieser Gefräßigkeit nur noch zugesehen, diesem Gewimmel, dieser Gier, diesem Appetit, diesem hem-

von György Köves lösen bei dem Leser verschiedene emotionale Reaktionen aus: Bedauern, Mitleid, schließlich Schuldbewusstsein, Scham und Verantwortungsgefühl.

Dies ist v.a. einem besonderen Kunstgriff der Narrativik des Romans zu verdanken – Péter Szirák nennt ihn »die Tagebuchperspektive der erzählten Ereignisse«<sup>82</sup> –, der es dem Leser möglich macht, zu erkennen, worin die Neuigkeit, die Unbekanntheit, die Fremdheit des Erinnernten seinerzeit bestand. Dieses Verfahren ist ungewöhnlich und exemplarisch, denn wenn man sich an etwas erinnert, weiß man infolge der Strukturen des Gedächtnisses nicht mehr so genau, was zur Zeit des Erinnernten über einzelne Reize und Eindrücke hinaus als neu galt, weil die einstige Erfahrung bis dahin schon in das eigene Ich eingebaut, zu einem Teil davon geworden ist und nun sowohl unsere retrospektive Sicht wie auch unsere Selbstdeutung und die darauf aufgebaute eigene Biografie mitbestimmt. Hier hingegen entsinnt sich der Sich-Erinnernde, er beschwört das ihm Geschehene so, dass er sich zwar infolge der erzählten Ereignisse wandelt, sich die daraus resultierenden Erfahrungen aneignet, dennoch den Eindruck erweckt, als wenn er im Akt der Vergegenwärtigung in die vergangene Gegenwart entweichen, mithin der Heraufbeschwörer als Heraufbeschworener ohne die erworbenen Erfahrungen in eine fiktiv neu hergestellte, inzwischen vergangene Gegenwart versetzt werden könnte, ohne dadurch die Qualität der Gegenwartspektive des Sich-Erinnerns zu beeinträchtigen. Die von der Gegenwart aus gezeigte, nunmehr vergangene Fremdheit, der Umstand, dass hier die Erinnerung eine Quasi-Erinnerung ist, macht das Buch so unerbittlich und die Gnadenlosigkeit des Sich-Erinnernden sich selbst gegenüber überhaupt erst möglich. Der Sich-Erinnernde lässt sich selbst gegenüber keine Nachsicht walten, er tut, wozu unter den Erzählern der zugegebener Weise autobiografischen Romane nur die wenigsten fähig sind: Er lässt das heraufbeschworene Selbst gar nicht in den schönsten Farben erscheinen, er verschönert nichts. (Dies ist ein charakteristisches Mittel auch der anderen Romane von Kertész, die Erzähler-Helden von *Fiasko* und *Kaddisch* sind ebenfalls hinfällig. Nur zum Vergleich: Der Erzähler von Péter Esterházy's *Verbesserte Ausgabe*, der unerwartet erfahren muss, sein Vater sei inoffizieller Mitarbeiter der kommunistischen Staatssicherheit gewesen, wählt eine ganz andere Art der Durchleuchtung von Vergangenen durch Erinnerung: Er schleicht sich durch die inszenierten Neufassungen des Erfahrungsprozesses und dessen schwierige Aufbereitung an dieser Art von Wahrheitskonfrontation vorbei, er sucht im Rückblick und somit im Nachhinein nach Erklärungen. Von dem ersten, einleitenden, den Emotionen überlassenen Teil einmal abgesehen, entblößt er sich – sein heraufbeschworenes Ich – nicht, er konfrontiert den Leser mit dem Skandal der Geschichte nicht von innen durch Schamgefühle. So braucht sich der Leser auch nicht zu schämen und er kann nur ahnen, dass sich der Erzähler schämt, dieser spricht ja kein Wort davon. Im Gegenteil: Er geht äußerst taktvoll und behutsam sowohl mit sich wie auch mit seinem Leser um. Explizit gibt er dem Leser nicht zu wissen, dass er sich schuldig fühlt, schuldig daran, nicht gewusst zu haben, was er hätte wissen müssen.<sup>83</sup>)

Der Kertész'sche Erzähler indessen geht weder mit sich noch mit seinem Leser behutsam um: In György Köves mangelt es an Schamgefühlen, die ihn dazu veranlassten, Selbstkritik oder gar Komplexe von Schuldbewusstsein oder Selbsttäuschung zu entwickeln. Dass er all das, was ihm widerfährt, als »natürlich gegeben« hinnimmt, und nicht etwa glaubt, im Voraus auf sich zukommen gesehen haben zu müssen, löst bei dem Leser die Reaktion aus, »der Held hätte das wissen müssen«. Und damit sorgt die Erzählung für eine Art ständige Solidarität, also dafür, dass der Leser für den Helden sozusagen »den Daumen drückt«. (Ein beredtes Beispiel dafür ist die erzählte Lesereaktion der ungarischen Philosophin Ágnes Heller, die von ihrer eigenen Lebenserfahrung ausgehend beim Lesen des *Romans eines Schicksallosen* den in die Ziegelei marschierenden György Köves am liebsten aufgefordert hätte, sich aus der Kolonne abzusetzen, da sie in der gleichen Lebenssituation nur auf diese Art und Weise davon gekommen ist.<sup>84</sup>) Nachdem der Leser die Vergeblichkeit des »Daumendrückens« eingesehen hat, mithin die notwendige Sinnlosigkeit von Rezeptionserwartungen wundersamer Rettung oder abenteuerlich-heldenhafter Flucht, die durch kinematografische und literarische Aufarbeitung der Ära des Zweiten Weltkrieges regelrecht herangezüchtet worden sind, wird eindeutig klar, dass die wegen des Unwissens von György Köves empfundene Scham nicht auf dem Erzähler, sondern dem Leser lastet, und zwar auf dem Leser, der eine Kultur vertritt, die Solches geschehen ließ, und der sein Leben und Bewusstsein einer Geschichte verdankt, in der Solches möglich war.



mungslosen Glück: es war irgendwie, als würde ich das von irgendwoher ein wenig kennen. Mir ging auf, daß ich sie in gewisser Hinsicht verstehen konnte, wenn ich es mir recht überlegte.«

76 Ibid., p. 171: »Und dabei hatte ich mich offenbar selbst auch verändert, der ›Zierlederers, den ich eines Tages ganz lässig aus dem Küchenzelt treten sah [...], wollte mich gar nicht erkennen. Ich mußte ihm eine Weile versichern, daß ich es sei, aus der ›Shell, und ich fragte ihn, ob sich da, also in der Küche, nicht wahr, zufällig vielleicht irgend etwas zu beißen finden ließe, vielleicht irgendwelche Reste, eventuell etwas vom Kesselboden. Er sagte, er würde nachschauen, und er selbst habe zwar keine Wünsche, aber ob ich nicht zufällig Zigaretten hätte, der Vorarbeiter in der Küche sei ›ganz verrückt auf Zigaretten«, so sagte er. Ich mußte gestehen, daß ich keine hatte, und da ist er weggegangen. Ich habe dann bald eingesehen, daß es keinen Sinn hatte, länger auf ihn zu warten, und daß anscheinend auch Freundschaft nur etwas Begrenztes ist, etwas, dem das Gesetz des Lebens einmal ein Ende setzt – natürlicherweise übrigens, ganz klar.«

77 Ibid., p. 246: »Wie er sagte, war auch er zufällig im Waschraum mit ihm zusammengetroffen, genauso wie ich, und auch der Rest habe sich ganz genauso abgespielt wie bei mir. Den Unterschied hatte es immerhin gegeben, daß er mit ihm sprechen konnte, und da habe sich herausgestellt, daß sie aus der gleichen Heimat stammten, worüber sich Bohusch sehr, sehr gefreut habe, was schließlich nur natürlich sei, so meinte er, und das sah auch ich ein, in der Tat. Das alles fand ich – wenn ich es mit Vernunft betrachtete – durchaus klar, verständlich und einsehbar, und ich hatte die gleiche Einstellung dazu, die offensichtlich auch er hatte, wie zumindest aus dem letzten kurzen Zusatz: ›Sei mir nicht böse, daß ich dir deinen Mann weggenommen habe, hervorging; das heißt, daß nun also ihm zukäme, was bisher mir zugekommen war, und ich würde jetzt zuschauen dürfen, während er schmauste, so wie er vorher mir zugeschaut hatte.«

78 Ibid., p. 240.

79 Ibid., p. 236.

80 Ibid., p. 96: »Doch wie ich sah, trugen viele darüber hinaus auch noch einen Stock in der Hand, so einen gewöhnlichen Spazierstock mit abgebogenem Ende, und das überraschte mich etwas, da sie doch alle Männer im Vollbesitz ihrer Kräfte und ihrer Fortbewegungsfähigkeit waren. Dann aber habe ich diesen Gegenstand genauer, von näherem in Augenschein

Deshalb kann das Gespräch, wo die Schritte gedeutet werden, zu jenem Augenblick des Romans werden, in dem die Zeit der Niederschreibung, die Gegenwart der Erinnerung der konkreten Geschichte als das dem Gedächtnis Gegenwärtige begegnen kann. Der eigenartige Bildungsroman gelangt hier dank der plötzlichen Erleuchtung des Protagonisten – wie in dem Roman *Fiasko* – zum unerwarteten, sich aus dem Vorangegangenen nicht ergebenden Gipfel der Bildung. Die frühere, vielseitige Veranschaulichung und groteske Verzerrung des humanistischen Bildungsromans<sup>85</sup> schlägt hier urplötzlich in ihr Gegenteil um, und das lindert zwar irgendwie die aus seinem Zusatzwissen herrührenden Qualen des Lesers, mindert aber die bittere Komödie schon weniger, so dass wir den Augenblick herbei sehnen, wo der Protagonist seiner Situation inne wird – außer ihm sieht ja ein jeder, was ihm geschieht. Zwar erweckt diese Retardierung den Anschein, als wäre sie ein Selbstzweck und hätte gegenüber dem Leser – gerade wegen seines Unbeteiligt-Seins und seiner Zusatzkenntnisse – keinerlei Funktion, dem ist aber nicht so. Auch für den Leser steht Wichtiges auf dem Spiel, und zwar sein eigenes Sprachverständnis, mit dem er den Holocaust deutet und von dem sich gerade in dem Augenblick herausstellen kann, unzulänglich zu sein, wenn György Köves aufgeht, dass die Schritte seine eigenen waren. So können sich am Ende des Werks Leser und Protagonist treffen und kann das Lesen quasi von Neuem beginnen, diesmal um die Erfahrungen der vorherigen Lektüre reicher. Die Geschichte von György Köves zeigt ja in besonderer Klarheit, dass in neuen Situationen neue Attitüden und Normen notwendig waren – gewesen wären –, und dies ist jene neue Situation, in der sich Autor, Leser und überhaupt die gesamte europäische Kultur gleichsam befinden: Sie müssen nach Auschwitz um eine Sprache ringen, in der sich das während des Holocaust Durch- und Erlebte unmittelbar oder mittelbar in die rechten Worte fassen lässt.

Der Ton von György Köves wandelt sich in dem meditativen Abklang des letzten Gesprächs. Er fühlt Heimweh, er sehnt sich nach dem Lager, und er ist nun imstande, auf dieses Gefühl auch reflektieren zu können, und zwar gerade dadurch, dass er das so oft erwähnte Wort *natürlich* zum ersten Mal im Roman selber interpretiert: »Es gibt keine Absurdität, die man nicht ganz natürlich leben würde [...]«. <sup>86</sup> Er überlegt sich, ob er nicht von den »Gräueln«, sondern vielmehr »vom Glück der Konzentrationslager« erzählen müsste, wenn man ihn nach seinen Erlebnissen fragte. – Er geht also mit dem Plan um, die Erfahrung des Holocaust zu vermitteln.

Der Erzähler tritt hier eher schon als Schriftsteller, als bewusster Anwender literarischer Sprache in Erscheinung. Genauer gesagt, wird hier jene literarische Sprache dominant, die in der Stimme des Erzählers schon immer mitklang. Der Sich-Erinnernde spricht ja von der ersten Seite an in dieser Sprache. Er bedient sich gewählter Redewendungen und solcher Begriffe, deren sich die erzählte Erzählperson mit dieser Sicherheit nicht bedienen könnte, mehr noch, manchmal erweckt dieser den Eindruck, sie nicht einmal so recht zu kennen. Am Ende des Romans wird diese literarische Sprechweise jedoch zur eigenen Sprache des Ich-Erzählers. Statt der früher so charakteristischen Ironie begegnet hier Pathos, als wollte der Erzähler dadurch den Augenblick verewigen, in welchem er sein Ziel – sich selbst – gefunden hat. Denn die Ironie entstand bisher aus dem fehlenden Gleichklang von Gestalt und Ton, sooft der Erzähler als Schriftsteller, als sich erinnerndes Ich, als erster Leser sein durch Erinnerung heraufbeschworenes, ehemals sprachloses Ich ironisch las und den Leser dieses Aufeinander-Prallen von ehemaligem und jetzigem Ich nachvollziehen ließ, was ihn jedoch gleichsam um die Möglichkeit bringt, in sich eine einheitliche, den ganzen Roman durchziehende Gestalt und Stimme zu kreieren und sich mit dem so entstandenen Erzähler zu identifizieren.

Diese kontrastive Zwiefältigkeit heraufbeschwörender Stimme und heraufbeschworener Gestalt scheint auch nahe zu legen, wenn der Holocaust dem Roman zufolge nur sprachlich verstanden werden kann, dann könne dieses Verständnis lediglich in die herkömmliche Sprache der Literatur eingebaut vermittelt werden. Denn was György Köves erlebt, kann er gerade deshalb nicht in Worte fassen, weil ihm die dazu notwendige Sprache fehlt. Die Sprache – Sprachlosigkeit – unserer Erfahrungen tritt so im Gegensatz zur Sprache der Literatur als offensichtliches Manko, als Mangel in Erscheinung, der sich nur in der Sprache der Literatur erzählen lässt. Will man sich also Klarheit darüber verschaffen, welche Antworten der *Roman eines Schicksallosen* auf solche Fragen gibt, die sich aus dem Holocaust ergeben, so kann gesagt werden, dass es eine sprachliche Kontinuität zwischen

nehmen können. Es hatte mich nämlich stutzig gemacht, daß einer etwas weiter vorn, der mir den Rücken halb zudrehte, das Ding auf einmal waagrecht hinter die Hüften nahm, es an beiden Enden festhielt und mit gelangweilten Bewegungen auf und ab zu biegen begann. Ich rückte ihm, mit der Kolonne zusammen, immer näher. Und da erst habe ich gesehen, daß der Gegenstand nicht aus Holz, sondern aus Leder, und kein Stock, sondern eine Peitsche war.«

81 Cf. Radnóti, Sándor: Auschwitz mint szellemi létforma. Kertész Imre: Kaddis... [Auschwitz als geistige Lebensform. Imre Kertész: Kaddisch...]. In: Holmi 3 (1991), p. 373: »Der Roman eines Schicksallosen ist wirklich ein Bildungsroman, die Geschichte der Sozialisierung eines Kindesmenschen inmitten des Konzentrationslagers als gegebener Normalität [...]«.

82 Szirák 2003, p. 48.

83 Menyhért, Anna: Trafik. Esterházy Péter: Javított kiadás. In: Holmi 2 (2003), pp. 260-266.

84 Heller, Ágnes: A holocaust mint kultúra. Kertész Imre könyveiről [Der Holocaust als Kultur. Über die Bücher von Imre Kertész]. In: Dies. 1997, p. 93.

85 Z.B. hat der scharfe Gegensatz zwischen dem erinnerten Wortschatz und dessen Referenzbereich einen Bruch zur Folge. György Köves bereitet sich auf die Deportation vor, wie man sich auf eine neue Lebensphase vorbereitet, von der Arbeit in Deutschland erwartet er »geordnete Verhältnisse, Beschäftigung, neue Eindrücke, einen gewissen Spaß«, und er hofft, »[a]uf diese Weise ein Stückchen von der Welt sehen« zu können (Kertész 1996, p. 73f.). In Auschwitz angekommen bedauert er, wegen der langen und anstrengenden Reise sich nicht so recht freuen zu können (ibid., p. 88), den sadistischen Arbeitsaufseher lässt er nahezu als ein Lehrmeister erscheinen (cf. Anm. 74), den apathischen Zustand unmittelbar vor dem seelisch-körperlichen Zusammenbruch nennt er das Finden von »Frieden, Ruhe, Erleichterung« (ibid., p. 189).

86 Ibid., p. 287.

87 Arendt 2005, p. 371.

88 Cf. Kertész 1996, p. 6.

89 Bohusch, sein Helfer lässt sich dem Not leidenden Jungen – auf Grund sprachlicher Gründe, also von Gruppenidentifikationsmerkmalen – nicht nehmen (cf. Anm. 77): Er bleibt gerecht, er steht allen Not Leidenden bei (Kertész 1996, p. 246f.): »Um so mehr staunte ich,

dem Davor und dem Danach des Holocaust gibt. Dass sich die Erfahrung des Holocaust in einer protoholocaustischen Sprache nicht mitteilen lässt, sondern nur in einer Sprache vermittelt werden kann, die jenem Bruch entspringt, in dem die protoholocaustische Sprache ihre eigene Untauglichkeit in die Szene setzt.

Diese Kontinuität unterscheidet sich indessen von der vor dem Holocaust, weil der Holocaust – das totalitäre Regime – ein sprachliches Paradigma erschafft, das die Verstellung, die Gehirnwäsche, die Lüge im moralischen Sinne und auch als Trope, als Grundzug der Sprache, die schrittweise Aufhebung jeglichen Widerstands instrumentalisiert, die Gewalt institutionalisiert und so das Individuum in sich aufsaugt, damit dieses die Ideologie dieses sprachlichen Gewaltparadigmas als die eigene anerkennt und es mit seinen Lebenskräften speist. Die Sprache des Holocaust lässt das Fremde als etwas Eigenes erscheinen und beraubt so das Individuum der Möglichkeit, eine eigene Identität zu erschaffen, aber sie bringt auch die Gemeinschaft um die Fähigkeit, für ihre Mitglieder gemeingültige Narrative zu kreieren. In dem Buch von Hannah Arendt bleibt Eichmann bis zum letzten Atemzug ein Gefangener dieser Sprache der Lügen, er drischt selbst noch in den letzten Augenblicken vor seiner Hinrichtung groteske Gemeinplätze.<sup>87</sup> Blieb dem Täter im dichotomischen System der totalitären Diktatur auch vorenthalten, sich verändern zu können, dem Opfer war es anders beschieden: Der *Roman eines Schicksallosen* hat deshalb kein negatives Ende. György Köves überlebt das Konzentrationslager mit Hilfe derer, die frei von jenen Schemata sind, die ihm inzwischen schon natürlich geworden sind, und zu Hause angekommen interpretiert er die von ihm bis dahin unreflektiert verwendeten Phrasen (z.B. wenn er davon spricht, dass »man nie ein neues Leben beginnen, sondern immer nur das alte fortsetzen kann«<sup>88</sup>). Dem Buch zufolge gibt es also einen Widerstand gegen die Wirkungskräfte der Sprache, ihn nennt György Köves Eigensinn,<sup>89</sup> und er hilft ihm verstehen zu lernen, dass es notwendig ist, seine eigenen Hypothesen immer wieder zu hinterfragen. Ähnlich meint es aber auch Arendt:

[...] daß unter den Bedingungen des Terrors die meisten Leute sich fügen, *einige aber nicht*. So wie die Lehre, die man aus den Ländern im Umkreis der »Endlösung« ziehen kann, lautet, daß es in der Tat in den meisten Ländern »geschehen konnte«, *aber daß es nicht überall geschehen ist*.<sup>90</sup>

Der *Roman eines Schicksallosen* findet in der Fähigkeit zur Selbstreflexion und des Zweifels Hoffnung, womit er nahe legt, dass die Sprache nach dem Holocaust nie mehr naiv, nie mehr bar jedes Verdachts sein könne, sondern auf Zweifel, Verdacht und Misstrauen beruhe, es überwäge in ihr ja die Erfahrung der Diskontinuität und des Abbruchs, der Zwang, unsere Interpretationen zu revidieren und die Erinnerung daran zu bewahren, die Relativität der Einsicht sowie die Aussichtslosigkeit schon einmal eingesehen zu haben. Der *Roman eines Schicksallosen* sucht dementsprechend einen neuen, mittleren Raum, wo sich Inpersonales und Persönliches kreuzen lassen und wo die Fremdheit, der Abstand zwischen heraufbeschwörendem und heraufbeschworenem Ich inszeniert werden kann. Der springende Punkt dabei ist, eine eigene, persönliche Sprache zu finden, von der jener, der sie spricht, weiß, dass kein Verlass auf sie ist, weil man sich der eigenen simultanen Fremdheit und Inpersonalität bewusst ist. Diese Eigenheiten unterscheiden sich nicht sehr von jenen, die man gewöhnlich für die Charakteristik der europäischen Literatur der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts hält. Und dass gerade diese das erwähnte Zeitalter charakterisieren, ist offensichtlich auch vom Holocaust mit verursacht. Es sieht ganz danach aus, als sei der Holocaust in dieser Form, mithin in der sprachlichen Erfahrung des Bruches, und nicht etwa nur thematisch in jenes Denken der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts eingebaut worden, das dadurch die Fremdheit des Holocaust als seine eigene empfindet und als kulturelle Grenzerfahrung aufrechterhält. In diesem Zusammenhang darf Imre Kertész' Adorno paraphrasierende Ansicht, der zufolge »man nach Auschwitz nur noch über Auschwitz Gedichte schreiben kann«, <sup>91</sup> modifiziert werden: Nicht *thematisch* über, sondern *mit* Auschwitz als kultureller Erfahrung kann man nur mehr literarisch überhaupt schreiben.

als kaum eine Minute später die Tür  
aufging und Bohusch hereingeeilt  
kam, und zwar geradewegs zu mir.  
Von da an galt sein Besuch immer  
uns beiden. Einmal brachte er zwei

Portionen, einmal bloß eine – je  
nachdem, wozu es reichte, denke ich,  
wobei er in letzterem Fall nie vergaß,  
mit einer Handbewegung das brüder-  
liche Teilen zu verfügen. Nach wie vor  
war er jedes Mal in Eile, nach wie vor  
vergeudete er keine Zeit mit Worten,  
seine Miene war nach wie vor stets  
geschäftig, manchmal besorgt, ja, hin  
und wieder wütend, fast schon erbost,

so wie jemand, der nunmehr die  
Last einer doppelten Sorge hat, dem  
eine doppelte Verpflichtung auf den  
Schultern liegt, der aber nichts ande-  
res tun kann, als das zu tragen, was  
ihm aufgebürdet ist – und ich dachte  
mir, der Grund dafür kann eigentlich  
nur sein, dass er selbst seine Freude

daran findet, weil er das, wie es  
scheint, in einem gewissen Sinn nötig  
hat [...]. Das war der Augenblick, in  
dem ich, glaube ich, diese Menschen

begriff, so im großen und ganzen  
zumindest. Denn wenn ich meine  
ganze Erfahrung zu Hilfe nahm, alle  
Zusammenhänge herstellte, ja, dann  
blieb kein Zweifel mehr, dann erkann-  
te ich ihn, wenn er sich auch in einer  
anderen Form zeigte, letztlich war es  
ein und dasselbe Mittel: Eigensinn

[...].«

90 Arendt 2005, p. 347.

91 Kertész, Imre: Lange, dunkle  
Schatten. In: Ders. 2003, p. 54.